

# Jeno-Zeitung

## Kreiszeitung

Amthches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Benning, Verlagsanstalt GmbH, Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtpostamt Ahaus, Gewerbank Ahaus und Stadt Sparkasse Gronau i. B. Anzeigenpreise: das 10spaltige Millimeter für die Jeno-Zeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfg. Rabatt nach Tarif. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 3 vom 10. 8. 34 gültig.

Verlag: Gebr. Benning, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Dehden-Straße 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. B. Fernruf Nr. 450. Postfach 65. Postfach-Konto: Hannover 22 739.

Gronauer Volkszeitung

für den Kreis Ahaus

Eper Volksblatt

Nummer 325

Sonntag, den 25. November 1934

Jahrgang 1934

## Dr. Goebbels über die Grundzüge der Reichspolitik

### Eine Rede vor 20 000 Berlinern.

DNB Berlin, 24. November.

Die Ankündigung, daß der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, der Berliner Gauleiter Dr. Goebbels am Freitagabend im Sportpalast sprechen werde, hatte eine gewaltige Völkerverwanderung nach diesem Versammlungsort verursacht. An die Berliner Volksgenossen richtete sich die Einladung des Gaues Groß-Berlin, nicht an eine der Parteioffizialen. Umso besser aber kam durch den gewaltigen Andrang zum Ausdruck, daß auch wirklich jeder einzelne aus eigenem inneren Antrieb gekommen war, um Dr. Goebbels zu hören. Man erlebte wieder einmal wie in früheren Zeiten so oft, daß schon in den Nachmittagsstunden Tausende von Männern und Frauen zum Sportpalast kamen, um sich einen guten Platz zu sichern, und eine Stunde vor Beginn war der Sportpalast überfüllt.

In der Halle zeigten große Transparente an, was die deutschen Volksgenossen heute am meisten bewegt: das große Winterhilfswerk und die Saarfrage. „Not schmeißt Volksgemeinschaft“, hieß es da und „Du sollst nicht spenden, sondern Du sollst opfern“. „Noch zwei Millionen Erwerbslose — 65 Millionen stehen für sie ein!“ „Deutsch die Saar!“

Die Kapelle Fuhel schmetterte die alten Kampflieder in den Saal, den 20 000 Menschen Kopf an Kopf gedrängt füllten. Die große Presseloge war bis auf den letzten Platz besetzt. Neben den Vertretern der deutschen Presse sah man besonders zahlreich die Vertreter der großen Auslandspresse. Einen bevorzugten Platz hatten die in der vergangenen Nacht nach Berlin gekommenen ungarischen Studentenführer erhalten, die durch ihre bunten Mützen besonders auffielen.

Heilrufe verkündeten die Ankunft des Ministers und immer wieder erneuerten sie sich, als Dr. Goebbels den Saal durchschritt. Eine Schar junger Mädchen im WdM-Kleid erfreute den Minister durch Blumenwürfe. Das Deutschlandlied begleitete den Gauleiter Dr. Goebbels.

Dann eröffnete der stellvertretende Gauleiter Götzlicher mit knappen Worten die Kundgebung und nutzte Dr. Goebbels an das Rednerpult. Bevor er aber zu Worte kam, gab es einen neuen Begeisterungsturm.

Zwei Stunden lang sprach der Minister. Er schilderte in leidenschaftlichen Worten den Opfergang der nationalsozialistischen Bewegung. Er ließ die schon fast vergessene Zeit wieder auferstehen, da es noch mehr als sechs Millionen Arbeitslose in Deutschland gab, da die deutschen Bauern ihre Höfe gegen den eigenen Staat verteidigen mußten, und stellte dem die bisherigen gewaltigen Leistungen des nationalsozialistischen Aufbaues entgegen. Er sprach über das Winterhilfswerk, von den Leistungen des Werkes „Kraft durch Freude“, von dem Mütterwerk, von der Tuberkulosebekämpfung und manchen anderen Leistungen des Nationalsozialismus, ohne dabei zu vergessen, daß ein Licht auch einen Schatten werfen muß. Immer wieder rief er die Massen zu rauschendem Beifall hin. Das erste, leidenschaftliche Beifallsturm zum deutschen Friedenswillen, das Dr. Goebbels ablegte, fand in der Versammlung einen ehrlichen und lauten Widerhall. Der Mahnruf, den ärmsten Volksgenossen ein wirkliches Weihnachtsgeschenk zu bereiten, fand offene und bereitwillige Herzen.

Mit dem Bekenntnis zu Deutschland und seinem Führer fand die Veranstaltung ein würdiges Ende.

Dr. Goebbels wandte sich einleitend gegen die ewigen „Romantiker der Erinnerung“, die hinter der Zeit herlaufen, sich garnicht in die Gegenwart hineinfinden können, im Gefühl eigener Unzulänglichkeit zu jeder tätigen Arbeit unfähig sind und sich über die Aufgaben der Gegenwart mit dem Spruch hinwegtäuschen, daß doch „früher alles viel schöner“ gewesen wäre, die sich nur des „Guten der Vergangenheit“ erinnern und für das Leid und den nationalen Schmerz der vergangenen Zeit ein schlechtes Gedächtnis haben. Wie viel Opfer aber, so rief der Gauleiter aus, haben wir in jener „guten alten“ Zeit bringen müssen! Es gilt, die Aufgaben der Zeit anzupacken, so wie sie sind, mit Eifer, Fleiß und Zähigkeit.

Wir haben Besseres zu tun, als immer Hurra zu schreien, denn auf die Dauer wird ein Volk davon nicht satt.

Vielleicht werden die Romantiker dann in zehn Jahren auch mit selbigen Erinnerungen auch an die Aufgaben denken, die wir heute zu erfüllen haben.

Dr. Goebbels legte darauf auseinander, daß eine Regierung, die die Absicht hat, Geschichte zu machen, auch den Mut haben muß, auf lange Sicht zu arbeiten und Unpopuläres zu tun. Denn unpopuläre Entschlüsse in der Gegenwart würden letzten Endes immer zum Segen der Völker in der Zukunft. Große Politik könne immer nur mit Opfer gemacht werden. Hinzu komme, daß die nationalsozialistische Regierung nicht in der Lage gewesen sei, sich ihr politisches Erbe auszuliefern. Sie habe vielmehr eine sehr üble Hinterlassenschaft übernommen müssen, zumal ihre Vorgänger laienhaft und unfähig genug gewesen seien, die eigentlich unantastbaren Reserven der Nation auf Kosten der nachfolgenden Generationen anzugreifen. Unsere Vorgänger, so betonte Dr. Goebbels, haben mit kräftigen Beistand das Vermögen der Nation verzehrt und haben für 20, 30 Milliarden Kredite ins Land genommen. Wir dagegen haben nicht einen Pfennig Schulden im Ausland gemacht (stürmischer Beifall), wohl aber mehrere Milliarden der Schulden unserer Vorgänger bereits wie-

der zurückgezahlt! Es mußte dem unmoralischen Treiben der Raubbauer ein Ende gemacht werden. Das ging allerdings nicht ohne unpopuläre Maßnahmen ab, und es bedingte Zeit. Denn Raubbau- und Aufbaupolitik müssen zeitlich gesehen, in einem angemessenen Verhältnis zueinander stehen. Wenn wir durch die vergangene Politik schon die Reserven verloren hatten, so mußten wir den Mut haben, zunächst diese Reserven wieder aufzufüllen. Das erfordert harte Maßnahmen, die vielleicht hier und da auch Unschuldige treffen. Aber schließlich ist ja die Regierung vom ganzen Volk, nicht von einer einzelnen Schicht berufen worden. Sie war deshalb nur dem ganzen Volk verpflichtet, und sie mußte deshalb so vorgehen, wie sie es nach bestem Wissen und Gewissen für richtig hält.

Wir haben das Volk von vornherein nicht im geringsten über die schwere der Zeit im Unklaren gelassen und uns deswegen auch eine Zeit von vier Jahren ausbedungen.

Dr. Goebbels setzte weiter auseinander, daß die von der nationalsozialistischen Regierung betriebene Politik eine wahre Volkspolitik gewesen ist, in deren Verlauf zunächst das Bauerntum als die Grundlage des Staates einer Sanierung entgegengeführt werden mußte

und danach als wichtigstes Problem der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit in Angriff genommen wurde. Weiter mußten wir, wie er hervorhob, die Wirtschaft in den Dienst des Volkes stellen, ohne daß wir dabei, da uns ja die Not unter den Nägeln brannte, risikante Experimente machen konnten. So waren wir gezwungen, auch diese oder jene Maßnahme zurückzustellen, selbst wenn wir davon überzeugt waren, daß sie als Grundlage richtig ist. Denn an einem ungeordneten Volkstörper läßt sich oft auch eine solche verlässliche Maßnahme garnicht durchführen.

Dr. Goebbels erläuterte das an einer Reihe von Beispielen, deren Lehre er in dem Grundgedanken zusammenzog: Wir mußten angesichts der Verhältnisse etwas tun, was im Augenblick schmerzliche Folgen hatte, weil es auf weite Sicht richtig war.

Es war z. B. selbstverständlich, daß infolge der unumgänglichen Sanierung des Bauerntums die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse erhöht werden mußten. Rohstoffknappheit mußte eintreten, weil wir vier Millionen Menschen wieder in den Arbeitsprozeß einliederten. Dadurch stieg der Konsum und letzten Endes mußten wir deshalb auch mehr Rohstoffe (Fortsetzung auf der 2. Seite)

## Gömbös unerwartet nach Wien gereist.

In Begleitung des Ackerbauministers.

### Amtliche Begründung: Jagdeinladung Starhembergs.

DNB Budapest, 24. November.

Ministerpräsident Gömbös und Ackerbauminister Kallay haben sich überraschend mit dem Nachschneezug nach Wien begeben. Wie „Pesti Naplo“ meldet, sind Gömbös und Kallay einer Einladung Starhembergs zur Teilnahme an einer Jagd gefolgt, an der auch Schnuschnigg und einige andere Kabinettsmitglieder teilnehmen sollen. Gömbös und Kallay wollen am Montag wieder nach Budapest zurückkehren.

Diese unerwartete Reise nach Wien hat angesichts der gegenwärtig gespannten internationalen Lage einiges Aufsehen erregt und wird in politischen Kreisen lebhaft erörtert. Die offizielle Begründung der Reise mit einer Jagdeinladung des Fürsten Starhemberg dürfte unter den gegenwärtigen Umständen kaum als genügend angesehen werden. Die Reise wird allgemein auf den Wunsch der Regierung zurückgeführt, mit der österreichischen Regierung in unmittelbare Beziehungen über die Lage einzutreten. Darüber hinaus wird aus der Teilnahme des Ackerbauministers Kallay an der Reise geschlossen, daß die erheblichen, bisher noch keineswegs behobenen wirtschaftspolitischen Schwierigkeiten zwischen Österreich und Ungarn jetzt endlich gelöst werden sollen. Die für Ungarn lebenswichtige Frage der von Österreich zu übernehmenden ungarischen Weizen- und Weizenkontingente konnte während der letzten Anwesenheit des österreichischen Handelsministers Stodinger in Budapest nicht gelöst

werden. Wie verlautet, soll die österreichische Regierung entgegen den wirtschaftlichen Bestimmungen des römischen Paktes von neuem umfangreiche Weizenankäufe in Argentinien und Frankreich getätigt haben. Man nimmt daher an, daß jetzt diese dringende Frage endlich zwischen der österreichischen und der ungarischen Regierung bereinigt werden soll.

Die in den letzten Abendstunden geplante Kundgebung des Parlaments zu den Anschuldigungen der südslawischen Regierung ist zunächst auf Wunsch der Regierungspartei verschoben worden.

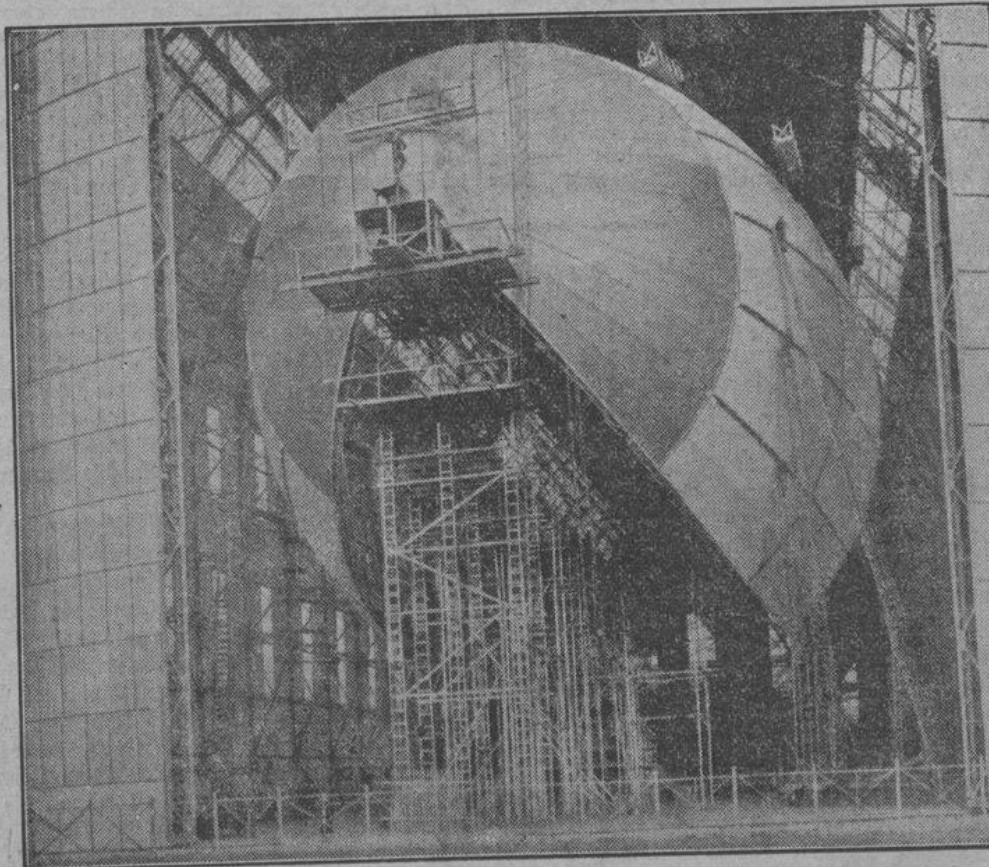
### Hauptthema: Die südslawische Note.

Abfahrt zur Jagd.

DNB Wien, 24. November.

Ministerpräsident Gömbös und Ackerbauminister Kallay sind heute früh in Wien angekommen. Sie begaben sich sofort in das Bundeskanzleramt, wo sie mit Bundeskanzler Dr. Schuschnigg und Außenminister Berger-Waldenegg eine längere Unterredung hatten. Sodann fuhr sie in Begleitung des Vizelandes Starhemberg und des Handelsministers Stodinger in das oberösterreichische Jagdgebiet zwischen Semmering und Mariazell. Zu dieser Jagd, die wahrscheinlich drei Tage dauern wird, wird später auch Bundeskanzler Dr. Schuschnigg kommen und Gelegenheit zu einer Aussprache über die augenblicklich brennenden politischen Fragen nehmen. Wie verlautet, wird das politische Hauptgesprächsthema die südslawische Note und das Verhältnis der drei Mächte des Paktes von Rom zu Südslawien sein.

## „LZ 129“ nähert sich der Vollendung.



Der Luftriesen wird bereits „angezogen“.

Nach den Plänen Dr. Ederers wird das neue deutsche Luftschiff „LZ 129“ schon im kommenden Jahre den Transatlantikdienst zwischen Deutschland und Nordamerika aufnehmen. Man sieht auf unserem Bild die großen Fortschritte, die bei dem Bau des Zeppelins in Friedrichshafen gemacht werden.

## Die antiparlamentarische Bewegung in Frankreich.

Die Action française.

Von

H. Aug. Berning.

Das Kabinett Doumergue ist an dem Widerspruch der Radikalsozialisten gescheitert, die an dem parlamentarisch-demokratischen System nicht rütteln lassen wollten. Doumergue stand wie auch jetzt sein Nachfolger Flandin an der Spitze eines Kabinetts der nationalen Sammlung, dem alle wichtigen Gruppen mit Ausnahme der Rechts- und Linksextreme angehörten. Die Radikalsozialisten, die größte Partei in Frankreich, rechnen zwar zur ausgeprochenen Linken, sind aber keine sozialistisch-marxistische Partei. Sie vertreten das kleine Bürger- und Bauerntum, sind also weit davon entfernt, wie die Marxisten das private Eigentum anzutasten. Die Radikalsozialisten sind demokratische Republikaner mit stark zentralkonservativen Neigungen. In ihrem Parteiprogramm fordern sie die Sozialisierung der Eisenbahnen, des Bergbaus, der Elektrizität und der Wasserkräfte; weiter legen sie sich für Monopole ein. Ihr vermeintlicher Radikalismus ist stark nach rechts gerichtet; sie gehören von der Glorie der französischen Revolution und bezaubert sich an den verbliebenen revolutionären Phrasen, ohne selbst etwas Bezwingendes und Umstürzendes in sich zu tragen. Sie pflegen die Romantik der Revolution; ihr Ruhm ist ihr demokratisch-republikanischer Doktrinarismus. Weltanschaulich sind sie freisinnig und laizistisch eingestellt. Außenpolitisch unterscheiden sie sich praktisch wenig von den nationalen Mittel- und Rechtsgruppen, in deren Fahrwasser sie schwimmen. Sie haben jede aggressive Wendung der französischen Außenpolitik mitgemacht und z. B. gegen die widerrechtliche Ruhrbesetzung nichts unternommen. Das Kartell zwischen den Radikalsozialisten und den marxistischen Sozialisten hat, so oft es auch erneuert wurde, nie lange vorgehalten, weil die Radikalsozialisten gegen die marxistische Agitation und für den nationalen Appell sich zu empfindlich zeigten. In Frankreich unterlag die demokratische Linke anders als im Deutschland der Parteien stets dem Bewußtsein des nationalen Ganzen und dem interfraktionellen Einfluß von rechts. Das ist dort überhaupt die charakteristische Situation, daß die sogenannte Rechte zahlenmäßig zwar im Parlament unterlegen ist, aber doch überwiegend dank ihrer gesellschaftlichen Einflüsse die öffentliche nationalpolitische Meinung bestimmt, und diesen Einflüssen hat die radikalsozialistische Partei bisher immer weitgehend nachgegeben. Verächtlicht werden muß auch, daß in Frankreich die Parteien nur eine relative Rolle spielen; die politische Dynamik der Fraktionen steht stärker im Vordergrund des Interesses.

Der Sturz Doumergues hat schon in weiteren Kreisen die Kritik am parlamentarisch-demokratischen System hörbar werden lassen. Man darf nicht vergessen, daß Doumergue seiner Zeit genossen wurde, um die durch die riesigen Finanzskandale erschütterte Autorität der Regierung wiederherzustellen. Doumergue war nicht gewillt, dem demagogischen Getriebe der Fraktionen weiter untätig zuzusehen. Er plante, dem Staatspräsidenten größere Befugnisse für die Auflösung der Kammern einzuräumen und die verantwortungslose Bewilligungsfreudigkeit der nach Populartät haschenden Abgeordneten dadurch zu hemmen, daß bei jeder neuen Ausgabe auch gleichzeitig für Deckung gesorgt werden solle. Diese Reformpläne bewegten sich in durchaus bescheidenem Rahmen und tasteten das herrschende Regime in keiner Weise ernstlich an. Doch litt es das Prestige der in geschwollenem republikanischen Pathos agitierenden Radikalsozialisten nicht, eine betrugene Selbstkorrektur des mit den nachschwebenden Schwierigkeiten der Zeitentwicklung nicht mehr Schritt haltenden Systems vorzunehmen.

Frankreich befindet sich noch in einem Vorstadium parlamentarischer Verwirrungen, wie wir sie auch in Deutschland kennen gelernt haben. Doumergue hat durch seinen Sturz beim Volk an Sympathien nicht eingebüßt; die antiparlamentarische Bewegung im Lande hat durch dieses Intermezzo einen neuen Auftrieb erfahren, den wir in seiner Gesamtwirkung aber nicht allzusehr überhöhen dürfen. Die sogenannte Feuerkreuzbewegung, die stark von Katholiken getragen wird, ist noch verhältnismäßig jungen Datums. Sie gewinnt erst langsam in dem Maße Raum, wie sich die kirchliche Beurteilung der Action française unter den Katholiken auszuwirken beginnt.

Die ursprüngliche antiparlamentarische Bewegung in Frankreich, die lange vor dem italienischen Faschismus ihre grundlegende, antidemokratische, antiparlamentarische Ideologie entwickelt hat, ist die Action française, die auch die eigentliche Erbin des monarchistischen Nationalismus geworden ist. Ihr führender Kopf, dem sie ihre wichtigsten Ideen verdankt, ist Charles Maurras. Ausgangspunkt dieser nationalistischen Gruppe war die ursprünglich republikanisch eingestellte „Liga des französischen Vaterlandes“, deren Gründer und Sekretär der Gymnasialprofessor Henry Vaugeois war. Dieser Liga gehörten auch die berühmten Dichter und Schriftsteller Lemaitre, Barres und Copée an, die sich durch das ungeistige Getriebe

der republikanischen Politiker und durch den starken Einfluss von Juden und Freimaurern zurückgestoßen. Vaugeois formulierte schon 1899 den Gegenstand zur älteren verbürgerlichten republikanischen Generation, die in der Dreyfußaffäre die nationale Moral verletzt habe, nur um die eigenen Parteigeschäfte zu besorgen. Vaugeois witterte gegen den Söldnergeist der Juden und gegen den internationalistischen Humanitarismus der Freimaurer. Er sprach sein Misstrauen gegen die republikanische Legalität aus und übte, obwohl er sich damals noch zur Republik bekannte, scharfe Kritik an den parlamentarischen Methoden. Den laizistischen Moralismus lehnte er entschieden ab; er war ihm zu abstrakt ideologisch, zu wenig im Volk und in der Tradition verwurzelt. Vaugeois forderte einen konkreten Nationalismus und einen sozialen Realismus. Die Zeitschrift der Liga nannte sich „Action française“; aus ihrem Mitarbeiterkreis entwickelte sich in den nächsten Jahren die bekannte nationalistische Bewegung.

Charles Maurras stieg zu dieser Gruppe; bis 1901 hatte er sich mit seinen Ideen durchgesetzt und aus der Action française ein völlig neuartiges politisches Kampfbild geschaffen. Die Reden von Vaugeois aus dem Jahre 1901 stehen schon ganz unter dem Einfluss Maurras'cher Argumentierungen. Die Opposition gegen den republikanischen Laizismus und gegen den parlamentarischen Klinkel hat aus dem Republikaner Vaugeois einen Monarchisten gemacht. Die Einheit der Nation, war seine Meinung, könne nur von oben geschaffen werden. Ein starker Mann, ein Führer der neuen Elite sei für die nationale Ordnung unerlässlich. Zum Monarchismus kam Vaugeois unter dem Einfluss von Maurras auf seiner Suche zu neuen konkreten Formen nationalen Lebens. Dem abstrakten Internationalismus müsse im Königtum ein Symbol für die Einheit der Nation und für das nationale Wohl entgegengesetzt werden. Daß den Leuten der Action française nicht eine einfache Wiederherstellung des alten Königtums vorstehende, sondern annähernd eine politische Ordnung, wie sie etwa jetzt in Italien aus der Zersplitterung von Königtum und korporativem Faschismus entstanden ist, geht schon aus der radikalen Ablehnung des alten Legitimitismus und Orleansismus hervor. Zwischen den alten legitimistischen Monarchisten und den Neupolitischen der Action française entbrannte dann bald heftiger Kampf, aus dem die junge Generation als Sieger hervorging. So gar der Thronpräsident, der sich anfänglich mit den radikalen, revolutionären Methoden seiner neuen unwillkommenen Anhänger nicht befreundete konnte und diese in die alten monarchistischen, legitimistischen Formationen hineinzwingen wollte, mußte sich dem neuen Geist der jungen Generation beugen. Er mußte bald einsehen, daß nicht er und die alten Führer die royalistische Bewegung in der Hand behielten, sondern die neuen Leute, die ihn zum Objekt ihrer politischen Kombinationen machten.

Um die Action française in ihrer eigenartigen Doktrin und Arbeitsweise ganz zu begreifen, ist es nötig, sich mit ihrem geistigen Vater, der ihr sein Gepräge gab, mit Charles Maurras, näher zu befassen. Maurras wurde 1872 in Südfrankreich geboren. Sein Vater war religiös indifferent, starb aber eines christlichen Todes. Seine Mutter war eine tiefreligiöse Frau, die sich Zeit ihres Lebens für die religiöse Entwicklung ihres Sohnes mühte, der sich aber ihrer Sorge wenig dankbar erwies. Maurras besuchte nicht die laizistische, sondern eine katholische Privatschule. Doch schon auf dem Gymnasium verlor er seinen Glauben. Er war von Geburt schwerhörig; das stete Grübeln über sein Leiden ließen in ihm Zweifel an Gottes Liebe aufsteigen. Später kam seine Vorliebe für die heidnische Antike, vor allem für Lucrez. Auf seine südfranzösische Abstammung muß zum Teil seine klassische Geisteshaltung zurückgeführt werden, seine Festlegung auf die Latinität, auf ein objektives Gesetz der Ordnung, das ihm in „über-individueller Unwandelbarkeit“ vorstehende. Nach Vollendung seiner humanistischen Studien arbeitete Maurras journalistisch an der „Gazette de France“, an der er sich durch die Gewandtheit seiner Feder und die Originalität seiner Gedanken auszeichnete. Er trat 1899 zur Action française über, deren geistige Führung er bald an sich rief. Maurras außergewöhnliche Begabung ist auch bei seinen Gegnern unbestritten. Er ist Philosoph, Dichter, Schriftsteller und Politiker. Seine Bücher sind in einem klassischen Stil geschrieben. Maurras hat vor allem auf die Jugend einen faizinerenden Einfluss ausgeübt. Er wußte auch zahlreiche, geistig bedeutungsvolle Katholiken zur Action française herüberzuholen. Maritain, der auch in Deutschland bekannte Theosoph und Universitätsprofessor, Massis, Gheon, Bernanos, alles erstklassige Schriftsteller, fühlten sich zu Maurras hingezogen, der, obwohl selbst ungläubiger Positivist (Erfahrungsgläubiger ohne Gottesglauben), auf den französischen Klerus großen Eindruck machte. Manche Gedankengänge von Maurras wirkten so durchschlagend, daß sogar Kardinal Villot ganze Seiten aus Maurras' Schriften zitierte. Zweifellos hat Maurras aufreißend gewirkt und manche berechtigte Kritik an geistigen und politischen Unwesen seiner Zeit ausgeprochen. Es bleibt sein Verdienst, daß auch nach der kirchlichen Verurteilung seiner Lehre von den Katholiken anerkannt wird, daß er viele Gebilde aus der Seele eines allzu triebhaften Subjektivismus wieder zum Objektiven, und damit indirekt zur göttlichen Ordnungswelt zurückgeführt hat.

Maurras geht von einem überindividuellen, objektiven Ordnungsgehalt aus, das in sich unwandelbar ist und das er der ewigen Revolutionierung des Bewußtseins entgegenstellt. Er entscheidet sich gegen das Chaos für die Tradition; er lehnt den semitischen Orientalismus und Prophetismus ab. Er liebt die klare, eindeutige Formenvelt des alten Griechenland und Rom und spricht sich gegen jede unklare Romantik und jeden trüben Mythos aus. Romantik ist ihm Anarchie, liberalistischer Schwelgen in der toten Vergangenheit. Die Demokratie ist ihm Ausdruck eines unnationalen Individualismus und eines unwahren, moralisierenden Fortschrittsglaubens. Gegenüber dem republikanischen Zentralismus vertritt er den Heimatkult; hierin trifft er sich mit dem südfranzösischen Dichter Frédéric Mistral, dem Erneuerer der provenzalischen Dichtung. Von der Passivität der Massen, die keine Verantwortung wollen, erwartet er nichts, alles dagegen von der großen führenden Persönlichkeit, welche die Stunde nutzt und die politische Wendung herbeiführt.

Zur royalistischen Idee kam Maurras nicht aus konservativer, legitimistischer Tradition, sondern aus

## England beruhigt in Genf.

### Edens Bemühungen erfolgreich.

DNB London, 24. November.

Der „Times“-Vertreter in Genf berichtet, die britische Abordnung habe bei der Bemühung, die südlawische Note auf das juristische Gebiet zurückzubringen, die Führung übernommen. Es verlautet, daß die Botsprechungen Edens mit den Vertretern der Kleinen Entente darauf abzielten, eine ruhigere Auffassung über die Lage herbeizuführen. Er scheine dabei beträchtlichen Erfolg gehabt zu haben. Der Berichterstatter

## Goebbels' Sportpalastrede.

(Fortsetzung von der 1. Seite)

die ja Devisen kosten, einführen. Selbstverständlich nahmen wir für einen solchen Erfolg die Begünstigung der Devisen- und Rohstoffverträge gern in Kauf.

In dem Bestreben, das Volk über die Zwangsläufigkeit dieser unpopulären Maßnahmen zu unterrichten, kam uns die durch viele Jahre hindurch geführte Parteiorganisation zu gute, die sich nun in den Dienst der Aufklärung stellte. Wir haben bei dieser notwendigen Aufklärungsarbeit immer wieder hervorgehoben, daß alle Krisen und Gefahren, wenn überhaupt, dann nur vom gesamten Volk überwunden werden können. Dr. Goebbels setzte sich in diesem Zusammenhang mit den gerühmten Spießbürgern auseinander, die zwar selbst früher nach dem Grundgesetz gehandelt hatten, „irgendwie muß doch regiert werden“.

Die sich heute aber erheben, am vierteljährig gesprochen jede Maßnahme der Regierung mit ihrer Notwendigkeit zu kritisieren.

Ungeachtet dieser Kritikpunkte sind wir von Anfang an weitherzig und ritterlich vor das Volk getreten und haben, ohne mehr als von der Vergangenheit zu reden, ihm eine wirkliche Rettung zu bringen versucht. Es gab für uns, so betonte Dr. Goebbels, nur eine Wahl: Auf dem Wege der Vorgänger weiterzugehen — dann wäre Deutschland die Zinskolonie des internationalen Weltkapitals geworden — oder diesen Weg zu beenden und den anderen, wenn auch bürstigen Weg zu gehen, an dessen Ende aber die Freiheit unseres Volk steht. Was wir da zu wählen hatten, war klar. Wir haben den Weg des Opferganges gewählt. Allerdings mußten wir uns dafür vorweg die Sicherheit verschaffen, daß das Volk uns in völliger Disziplin folgte. Diese Sicherheit haben wir uns auf jedem Gebiet gesichert. Dr. Goebbels führte in diesem Zusammenhang an erster Stelle die Beilegung der Pressefreiheit an — und wir haben uns dabei durch nichts locken lassen.

Wir haben jeden, der uns in den Arm fallen wollte, in die Erde gedrückt.

weil wir es für besser hielten, daß einer an seiner sogenannten Meinungsfreiheit leidet, als daß das deutsche Volk zugrunde geht! (Stürmischer Beifall). Es ist für uns selbstverständlich, daß die Disziplin umso größer sein muß, je größer die Gefahren sind.

Nachdem wir die aus Grundlag uns feindliche Elemente ausgeschaltet hatten, war der Weg zum Aufstieg geebnet. Wir hatten dabei das Glück, daß das Volk uns verstand; es empfand, daß eine Bewegung, die es fertig gebracht hat, sich ohne Geld, ohne Namen und ohne Protektion emporzukämpfen, die Führung der Nation auch wirklich verdient.

Auf die Grundzüge der Regierungspolitik eingehend, betonte Dr. Goebbels, daß die Politik das Primäre ist, die ersten Maßnahmen auf politischem Gebiet liegen mußten. Er erwähnte dabei die Beilegung des Parlamentarismus und der kommunalistischen Opposition. Gewiß, dieser Reinigungsprozeß brachte auch Härten mit sich. Aber ich glaube, so tief er aus: Wenn in 50 Jahren unsere Kinder in den Genuß einer freien und in allen Ständen den einen deutschen Nation gekommen sind, werden sie uns die Härten, die bei diesem Reinigungsprozeß unvermeidlich waren, lächerlich verzeihen. Und wenn in 10 Jahren die ersten Blüten unseres Wertes vor den Augen der Welt sichtbar sein werden, wird man vergessen haben, daß ein paar hundert Kritiker die sogenannte Meinungsfreiheit genommen wurde und daß eine Anzahl aliojaler Elemente in die Konzentrationslager gesperrt worden sind. Denn dann wird man erst die ganze Größe der Verantwortung überblicken können, die wir übernommen haben.

Mit einer Aufzählung der vielen sichtbaren Erfolge der nationalsozialistischen Regierungspolitik trat dann Dr. Goebbels dem Beweis dafür an, daß der nationalsozialistische Staat auf allen Gebieten an die Arbeit gegangen ist. Die deutsche Presse ist wieder lauter geworden, die Kultur wird neuer Blüte entgegengeführt, allenthalben wächst die Arbeitsfreudigkeit und Handel und Wandel können sich wieder in Sicherheit und Stabilität vollziehen. Sobald sich in diesem Aufschwung irgendwo Schäden bemerkbar machten, die nicht im Sinne der Regierung lagen, griff der Staat zu, gegebenenfalls mit exemplarischen Strafen, die ihre abschreckende Wirkung auf die, die sich gegen den Staat verführten, nicht verfehlen konnten.

Im Kampf gegen die soziale Not ist ganz Grotesches durch das Winterhilfswerk und die „Kraft durch Freude“-Organisation geleistet worden. Auch die ärmsten Volksgenossen haben nicht mehr

fügt hinzu, je genauer die Note geprüft werde, einen um so merkwürdigeren Eindruck mache sie. Man sei jetzt geneigt, in ihre eine Solidaritätsfundgebung der Kleinen Entente zu sehen, bei der das Zusammengehörigkeitsgefühl die Oberhand über die faktische Beurteilung der Lage gewonnen habe. Die Gerechtigkeit des südlawischen Volkes und ihre Rückwirkung auf die Kleine Entente würden dabei in Rechnung gestellt. Der Völkerverbund werde die Aufgabe haben, die Meinungsverschiedenheiten aus der Atmosphäre des Jantes in die der juristischen Ruhe zurückzubringen.

das Gefühl, daß die früher so tief Bedrückten so gänzlich verlassen seien.

So wie jeder, erklärte Dr. Goebbels unter stürmischem Beifall, der einmal diesen Saal betreten hat, ihn nur als ein von unserem Geist Angezogenes verlassen hat, so kann heute auch jeder Ausländer, selbst wenn er uns nicht gerade mit Wohlwollen, sondern mit vielen Vorurteilen gegenübertritt, unschwer feststellen, daß in Deutschland Fleiß und Ordnung, Betriebsamkeit und Idealismus zurückgekehrt sind und rauchende Feste ebenso zu ihrem Recht kommen, wie nächtliche Alltagsarbeit.

In einer kurzen außenpolitischen Betrachtung unterstrich Dr. Goebbels erneut den ehrlichen Friedenswillen des deutschen Volkes. Wir wollen, so rief er unter stürmischem Beifall der Menge aus, mit Ernst und Leidenschaft alles tun, um mit Frankreich zu einer endgültigen Verständigung zu kommen.

Wir sagen das aus ehrlicher Überzeugung und nicht aus passivistischer Wehleidigkeit. Wer uns aber angreift und uns mit Gewalt das Lebensrecht abstreift, soll wissen, daß er es mit einem Volk zu tun hat, das seine Selbsthaltung und seinen Lebenswillen mit äußerster Entschlossenheit zu verteidigen gewillt ist. Wir sagen der Welt offen, was wir ihr zu sagen haben.

Für uns ist es keine Unehre, für den Frieden zu arbeiten und ebenso wenig bedeutet es eine Schande für uns, Zugeständnisse zu machen; wissen wir doch, daß der Friede nur möglich ist, wenn alle Zugeständnisse möglich sind.

Aber wir wollen auch nicht, daß wir das allein tun müssen! (Erneuter stürmischer Beifall). Wir suchen nicht unseren Ruhm in Eroberungen, sondern in der Lösung unserer großen Zeitaufgaben. Die Nachwelt wird nicht den Stab über uns brechen, wenn einmal die Geschichte von uns sagt, daß wir zwar keine Kriege führten, aber den Ruhm großer Friedenszeiten auf die Nachwelt vererbt haben. Der Führer hat ja selbst schon zum Ausdruck gebracht, daß die deutsche Armee keine Veranlassung hat, ihre Waffenehre wieder herzustellen, weil sie ihre Waffenehre niemals verloren hat.

Während die Medaillen und Kritiker bei ihrer Bierbankstrategie bleiben, erfüllen wir Tag für Tag unsere Aufgaben. Wir sehen den Glanz einer neuen Romantik um uns erheben.

Wir erleben mit Bewußtsein die große Zeit, in der es sich lohnt zu arbeiten; wir haben Aufgaben, die wir nicht aus den Händen lassen wollen. Zwar ist diese Romantik nicht, aber sie birgt doch eine ungeheure Fülle von löswerten Problemen in sich. Wer wollte an dieser Zeit verzweifeln? Wir leben heute viel früher als in der Arbeit unsere Ehre und unsere Leidenschaft und glauben, daß das Land unsere Dienste bis zu unserem letzten Atemzuge nötig haben wird. Und wir hoffen, daß einst auch unsere Kinder im Hinblick auf unsere Arbeit stark und mutig genug sein werden, um das Leben zu meistern.

Nicht nach materiellen Dingen streben wir, wir sind allein geistig nach der Ehre. Nach was anderem sollten wir streben als nach dem Ruhm der Nachwelt!

Wir haben das Verlangen, den Namen der Bewegung unsterblich zu machen und wünschen, daß kommende Generationen uns mit Ehre nennen. Wir handeln wie ein Bergsteiger, der einen unbewanderten Touristen trotz seines manchmaligen Widerstrebens durch Schneefelder führt, weil er weiß, daß dieser Mann umkommen würde, wenn er ihn sich niederlegen ließe. Sie müssen auch wir mit dem Volk durch die Lämmer, Stürme und Krisen unserer Zeit hindurch. Aber ist das ein Grund, mißde zu werden? In diesem Ringen stehen vor uns die Helden unserer eigenen Geschichte als Beispiel. Von ihnen wollen wir lernen, daß man sich niemals dem Schicksal beugen darf.

Dr. Goebbels erwähnte, noch einmal auf das Winterhilfswerk zurückkommend, das Bestreben von Partei und Regierung, dafür zu sorgen, daß das nahebei Weihnachtsfest ein Volksfest werden wird, das auch die Vermieten der Armen nicht vergißt und ihnen, wenn auch nicht mit großen Worten, so doch aus ehrlichem Herzen hilft. Denn diesem Volke, so schloß er, sind wir so verbunden, daß uns nichts mehr, keine Sorge und kein Glück, von ihm trennen kann. Deutschland ist arm geworden an materiellen Gütern, aber wer von uns möchte ein anderes Volk sein? Wir wollen nicht nur beten, sondern auch arbeiten. Unsere Arbeit heißt Pflicht und unser Gebot lautet: „Herr, wir selbst werden nach besten Kräften dafür sorgen, daß wir nicht zu Grunde gehen. Wir bitten Dich nur, daß Du unsere Sorge segnest und uns nicht verlassen mögest! Wenn Du uns nicht hilfst, hilf auch unseren Feinden nicht!“

ten, wenn es not tut, mit Gewalt in eine höhere Staatsordnung hineingezwungen und zum objektiven Gesetz erzogen werden. Aus der Elite rekrutiert sich die herrschende Schicht. Nation und Elite sind ein und dasselbe; sie sind sich selbst Gesetz und schaffen das Recht. Gemeinwohl und Staatswohl sind eins und gehen allem anderen voraus. Der Staat repräsentiert die höchste Macht auf Erden, er ist, wie Maurras es traf formulierte, der Gott der Erde.

Obwohl Maurras selbst ungläubig und Anhänger der positivistischen Lehre von Auguste Comte war, die alles auf die rein stoffliche Erfahrung zurückführt, legte Maurras doch großen Wert darauf, den Katholizismus für die Action française zu gewinnen. Sein Kampf gegen die Freimaurerei, gegen den christentumsfeindlichen Laizismus, gegen den von Rom verurteilten Modernismus, der die Religion ausschließlich in den Bereich des Fühlens und Erlebens verlegt, machte Maurras zahlreiche Katholiken sympathisch. Außerdem entsprach sein Ressentiment gegen die korrupte Freimaurerepublik ganz dem Denken zahlreicher konservativer Katholiken, die grundätzlich die Irrtümer der französischen Revolution ablehnten.

Trotz seines Positivismus hegte Maurras in seinem Unterbewußtsein gewisse unerkennbare, weil eingeborene katholische Elemente. Er sieht in der katholischen Kirche die Trägerin der ewigen, objektiven Ordnung; sie ist ihm die Erbin Roms und Vertreterin

aller großen Ideen; sie ist die Erretterin der römischen Zivilisation vor der heidnischen Barbarei. In glänzenden Kapiteln, die vor allem die Katholiken bestechen haben werden, schilderte er die Verdienste der Kirche am Aufbau der Nation, für eine objektive, autoritative Ordnung. Wer daher die Kirche bekämpft, der kämpft gegen die soziale und nationale Ordnung.

Aber nun kommt das Bedenliche und Verwerfliche in der Doktrin von Maurras: Er sieht die Kirche nicht nur als weltliche Ordnungsinanz, den Katholizismus als Repräsentant des staatlich-römischen Gottes. Maurras läßt vom Katholizismus die Mystik, die heidnischen Christen und die Lehre der Bergpredigt ab, ja er bezeichnet ihn direkt als den „Betrüger und Anarchisten von Nazareth“. Maurras liebt im Katholizismus nur die Traditionen des „glorreichen“ alten Rom und wünscht, daß diese das jüdische Gift überwinden werden. Schließlich ist der Katholizismus von Maurras nichts anderes als ein erneuertes klassisches Heidentum, wie er sich auch die Kirche als paganismus als verheißend vorstellt. So haben sich denn auch extreme Anhänger von Maurras als „atheistische Katholiken“ bezeichnet.

Es liegt auf der Hand, daß es zwischen der Action française und der Kirche zu einem unstillbaren Konflikt kommen mußte. Der äußere Anlaß bot die Agitation für die Doktrin von Maurras in Belgien und einiges Zusammenarbeiten mit den Positivistischen und Syndikalisten, die vorübergehend für das antiparlamentarische Programm der Action française gewonnen wurden.

(Ein zweiter Artikel über die Entwicklung der Nachkriegszeit folgt.)

## Preisbindungen in der Fischindustrie aufgehoben.

DNB Berlin, 24. Nov.

Der Reichskommissar für Preisüberwachung hat mit Wirkung vom 25. November 1934 die Preisbindungen für solche Erzeugnisse der deutschen Fischindustrie, die der menschlichen Ernährung dienen, aufgehoben.

## Der Rücktritt Rauschnings.

Eine amtliche Danziger Mitteilung.

DNB Danzig, 24. November.

Von der Pressestelle des Danziger Senats wird mitgeteilt:

„Präsident Dr. Rauschning, der seit längerer Zeit krank ist, hat sich entschlossen, von seinem Amt als Präsident des Senats der Freien Stadt Danzig zurückzutreten. Wir bedauern außerordentlich, daß der hervorragende Staatsmann nicht länger an verantwortlicher Stelle für sein Heimatland tätig sein kann. Eine eingehende Würdigung seiner großen Verdienste während der 14-jährigen Regierungszeit des Nationalsozialismus in Danzig braucht hier nicht gegeben zu werden.“

Es soll ausdrücklich betont werden, daß die bisherige Politik des Senats weiter verfolgt werden wird. Die Regierung wird insbesondere die freundschaftlichen Beziehungen zur Republik Polen aufrecht erhalten und weiter fördern. Auch wird sie genau so wie bisher in der Innenpolitik sich an die Grenzen halten, die ihr durch die vom Völkerverbund garantierte Verfassung gesetzt sind. Aufgabe des Völkerverbundes wird es sein, in nächster Zeit die Wahl des neuen Präsidenten vorzunehmen und die Regierung zu ergänzen.“

## Die neue Ostpaktaktion.

DNB Paris, 24. November.

Wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, wird der französische Außenminister Laval mit der Überreichung der Antwortnote an Polen über den Ostpakt nicht warten, bis er den polnischen Außenminister in der kommenden Woche gesprochen haben wird.

Die französische Note ist am Freitag fertiggestellt worden, soll heute morgen dem Ministerrat zur Begutachtung unterbreitet werden und am Nachmittag dem französischen Botschafter in Warschau zur Weiterleitung an die polnische Regierung übermitteln werden.

An zuständiger Stelle weigert man sich, irgendwelche Angaben über den Inhalt der Note zu machen, die ebenso wie die polnische Denkschrift nicht veröffentlicht wird. Es scheint sich aber zu bestätigen, daß die französische Regierung den polnischen Wünschen weitestgehend entgegengekommen ist. Sie trägt den polnischen Einwendungen betreffend Litauen und die Tschechoslowakei Rechnung, ebenso wie der Tatsache, daß Polen mit Deutschland ein zehnjähriges Abkommen getroffen hat.

## Skandal in der französischen Luftfahrt?

DNB Paris, 24. Nov.

Die Pariser Morgenzeitung „Le Sour“ gibt eine unter Vorbehalt aufzunehmende Information wieder, wonach sich der heutige Ministerrat nicht ausschließlich mit der französischen Antwortnote an die polnische Regierung beschäftigen werde. Er sei am Freitag plötzlich wegen der Aufdeckung eines neuen großen Finanzskandalos einberufen worden, der nach Auffassung anderer Blätter die Luftfahrt betreffe.

## Französischer Attaché soll ins Zuchthaus.

DNB Mailand, 24. Nov.

Das Gericht von Tolnesso verurteilte den Handelsattaché bei der französischen Gesandtschaft in Budapest, Brilati, zu einem Jahr Zuchthaus und Schadenersatz. Er hatte mit seinem Wagen in Tarvis (Friaul) einen Bauern tödlich überfahren.

## Die allgemeine Wehrpflicht für Österreich gefordert.

DNB Wien, 23. November.

Das Organ der „Österreichischen Sturmtruppen“, „Sturm über Österreich“, fordert in seiner heutigen Ausgabe die allgemeine Wehrpflicht. Das Blatt schreibt: Österreich wird an die Welt mit der Forderung herangetragen, doch endlich einmal einzusehen, daß die Lasten eines Südbannerheeres für das kleine Land auf die Dauer untragbar sind und daß es zum mindesten lächerlich ist, von der Normierung der Wehrverhältnisse in einem solchen kleinen Land eine Gefahr für die Sicherheit gerüsteter Nachbarstaaten zu erblicken.



**Aus der  Stadt Althaus**

## Borgen Hollands um sein Kolonialreich.

Durch die alarmierenden Vorgänge im Fernen Osten fühlt sich auch Holland im Bestande seines im Indischen Ozean befindlichen Kolonialreiches gefährdet, und mit äußerster Eile nahmen daher die Kammer und die gesamte Öffentlichkeit die vor kurzem abgegebene Erklärung des Kolonialministers auf, die besagte, daß es wegen des schlechten Standes der Finanzen unbedingt nötig sei, auch den Kolonialetat erheblich zu kürzen — vor allem die Ausgaben für die Kolonialtruppen und die Marine.

Der Zeitpunkt für derartige Entschlüsse scheint indessen schlecht gewählt zu sein. Hat Holland es doch dringend nötig, seine Verteidigungsmaßnahmen im Niederländisch-Indien auszubauen, um allen Eventualitäten gegenüber gewappnet zu sein, die ganz plötzlich eines Tages dort eintreten können. Ihnen vermag es nicht zu widerstehen, wenn sein Kolonialgebiet nicht besser geschützt ist als zur Zeit, da ähnliche Verteidigungsmaßnahmen mit höchster Intensität schon des längeren von den anderen dort draußen interessierten Mächten, England, Australien und Frankreich, in ihren Besitzungen getroffen werden.

Von England wissen wir von dem beschleunigten Ausbau und der starken Befestigung Singapores — darunter neuerdings der Aufstellung noch einer Batterie von 45-cm-Geschützen — und Hongkongs sowie einer erheblichen Verstärkung seiner Marine- und Luftstreitkräfte, zu denen in diesem Monat noch sein neuester Minenleger „Adventure“ aus der Heimat abbeordert worden ist, ein Schiff von 6740 t, 27,7 m Geschwindigkeit und einem Fassungsvermögen von 320 Minen, dazu noch der Monitor „Terror“ von 7200 t Größe und bestückt mit 2x38,1 cm, 8x10,2 cm und vier Flugabwehrgeschützen, während Australien neue Küstenbatterien in Sydney, Fremantle und New-Castle anlegt, Port Darwin weiter verstärkt, einen 7000-t-Kreuzer zu seinen vier Kreuzern, zwei Flottillen-Führern, neun Zerstörern, dem Flugzeugträger „Albatros“ usw. hinzubaut und die familiären Radetten-Anstalten mit sofortiger Wirkung wieder eröffnet hat. — Und von Frankreich ist bekannt geworden, daß es an der Südküste von Annam einen neuen Stützpunkt für seine U-Boote anlegt, der auf der Linie Singapur-Hongkong liegt und gleich weit von diesen beiden Häfen sowie von den im amerikanischen Besitz befindlichen Philippinen entfernt ist neben der plötzlichen Inbesitznahme einer im Osten des Stillen Ozeans befindlichen Koralleninselgruppe, auf der nur ein paar japanische Perlenfischer haften, die sonst aber völlig unbewohnt und unfruchtbar ist. Die Antwort Frankreichs auf Japans „höfliche“ Anfrage, was es mit diesen Eilanden, die es zu seinem Interessenskreis gehöriges Gebiet betrachte, eigentlich wolle, lautete zwar, daß Frankreich hier nur einen „Leuchturm“ zu errichten gedanke; sie hat aber in Japan nur ein mildes Schächeln ausgelöst und ist demnach auch nicht als ganz befriedigend angesehen worden. Die diplomatische Auseinandersetzung über diesen Fall geht daher weiter.

Auf alle diese Maßnahmen der übrigen weißen Mächte im Pazifik, wozu man natürlich auch noch die neuseeländischen Truppen und Marine sowie die Streitkräfte der Vereinigten Staaten rechnen muß, weist die holländische öffentliche Meinung hin in lebhafter Besorgnis um die Verabsicherung des militärischen Etats für seine Kolonien, da nach jedermanns Ansicht bei einem im Fernen Osten ausbrechenden Konflikt zwischen irgendwelchen Mächten sicher auch Holland in Mitleidenschaft gezogen werden würde, und sei dabei zunächst auch nur zu verhindern, daß Teile seines Gebietes vielleicht von einer anderen Macht zwecks Durchführung kriegerischer Unternehmungen besetzt würden. Ist nun auch vor einiger Zeit der niederländischen Kolonialflotte als Stützpunkt dienende Kriegshafen von Soerabaja und Java noch durch einige Batterien mittlerer Kaliber nach der Landseite zu verstärkt worden, um nach dort hin ebenfalls möglichst gegen einen Ueberfall evtl. ausgeschiffter Truppen gesichert zu sein, so genügen diese z. B. doch kaum, um Hafen und Stadt mit ihren wertvollen Anlagen, Docks, Kriegsmaterialniederlagen usw. energisch und mit Erfolg verteidigen zu können. Ebenso wenig, wie die Verteidigungsmaßnahmen Hollands auf der Insel Borneo trotz gleichfalls vorgenommener Verstärkungen genügen dürften, um Japan z. B. daran zu hindern, die bei Basil Papan und Tarakan belegen und für die Befestigung seiner Schiffe so wichtigen Erdölquellen im Falle erkannter „Notwendigkeit“ zu überumpeln und wegzunehmen. Geht auch den Fall, daß sämtliche z. B. in Nieder-

ländisch-Indien stationierten Seestreitkräfte, zusammengefaßt aus dem Panzerkreuzer „De Zeven Provinciën“ (erbaut 1909 zu 5644 t und bestückt mit 2x28 und 4x15-cm-Geschützen), den beiden 6670-t-Kreuzern „Java“ und „Sumatra“ (Bauzeit 1920/21), vier modernen Zerstörern, 15 mittleren U-Booten, einigen Kanonenbooten und Wachfahrzeugen, zur Verteidigung dort bereit ständen.

Nach Klarstellung dieser Verhältnisse wird daher von der holländischen Presse wie von der Bevölkerung gefordert, daß unter Beiseitestellung aller sonstigen Maßnahmen für das Mutterland und auch für Niederländisch-Indien der Ausbau der beiden relativ billigen und am schnellsten zu beschaffenden Verteidigungsmitteln in Angriff genommen und forciert werde, nämlich des Flugzeuges und der Unterseeboote, für welche beiden Waffen Hollands Ueberseebesitzungen gerade die beste Operationsbasis böten.

## Konrad von Parzham-Feier in Berlin.

### Eine Kundgebung katholischen Glaubenslebens.

■ Berlin, im November.

Wie alljährlich am Buß- und Bettag so hatte auch dieses Jahr die katholische Aktion zu einer Glaubenskundgebung im Sportpalast aufgerufen, zu der die Berliner Katholiken in solcher Masse erschienen, daß der mit kirchlichen und nationalen Symbolen geschmückte Riesenraum der Teilnehmer nicht fassen konnte. Ein vielstündiger Ruf der Begrüßung klang Bischof Dr. Nikolaus Bares entgegen, als er in Begleitung der Herren des Ordinariats und des Nuntiatursrats Colli den Sportpalast betrat. Nuntius Orsenigo, der ständige Gast dieser Veranstaltungen, mußte leider im letzten Augenblick wegen einer leichten Erkrankung abgehen. Die Jungengruppe wurde dem Bischof einen besonders herzlichen Empfang. Kanfarenten kündigten seine Ankunft an, und unter Vorantritt von Jungmännern, Sturmschar und Neudeutschen in ihrer einfachschmuckten Bundesstracht wurde der Bischof durch das Menschenpalast geleitet. Nachdem er seinen Ehrenplatz eingenommen hatte, zogen die Frauen der katholischen Männer-, Jünglings- und Jungfrauenvereine ein und gruppierten sich rings an den Wänden des Versammlungsraumes zu einem malerischen Bilde.

Nach dem vom Orchester intonierten und gemeinsam gesungenen Lied „Lobt froh den Herrn“, das die Feier einleitete, trat

Generalvikar Dr. Steinmann

ans Rednerpult. Er entbot dem Bischof, dem fernweilenden Nuntius, dem Klerus, dem gesamten katholischen Berlin und vor allem der Jugend den Willkommensgruß und wies darauf hin, daß in dieser feierlichen Versammlung jeder Beruf, jeder Stand und jedes Alter vertreten und daß diese gewaltige Kundgebung eine glänzende Widerlegung der irrigen Meinung sei, das kirchliche Leben in der Reichshauptstadt sei im Abnehmen begriffen. Ein Akt der Weisheit war es, wenn der Redner dann der Dahingegangenen gedachte, des im vergangenen Jahre verstorbenen ersten Oberhirten der jungen Diözese, Bischof Dr. Christian Schreiber, und ferner des in diesem Jahr so jäh dahingegangenen ersten Vorstehers der katholischen Aktion, Ministerialdirektor Dr. Klausener, dem das apostolische Bistum nicht weniger verdankt. In stiller Trauer und um das Andenken der Toten zu ehren, erhoben sich die Teilnehmer von den Plätzen.

Es folgte ein Chor der Jugend unter Leitung des Domdirigenten Dr. Forster. Dann ergriß der

Kapuzinerpater Joseph Anton Reßler aus Albstadt

das Wort zur Festansprache, die dem in diesem Jahre heilig gesprochenen Albstädter Kapuzinerbruder Konrad von Parzham gewidmet war, an dessen Heiligsprechungsprozeß der Redner mitgewirkt hatte.

Er zeichnete, anknüpfend an das letzte Pfingstfest, an dem der Heilige Vater, umgeben von achtzig Kirchenfürsten und einer fast unzählbaren Menge von Gläubigen aus der ganzen Welt, den deutschen Klosterbruder feierlich in das Verzeichnis der Heiligen aufnahm, das Erdenwollen Konrads von Parzham, der, früh vom Geiste der Frömmigkeit und Heiligkeit geführt, sein heiligmäßiges Leben mit einem heiligmäßigen Tode krönte. Wie selten einer hat dieser schlichte Klosterfürsorger, dem der Heilige Vater den Ehrentitel eines „Förtners der Ewigkeit“ gegeben hat, unter Aufopferung seiner ganzen Persönlichkeit sein Leben lang der Gemeinschaft gedient als Vorbild tiefer Pflichtenfüllung, treuester Liebe und Hingabe, Demut und Sanftmut. Ruhende Einzelgänger, Anekdoten und launige Randglossen würzten den volkstümlichen Vortrag des Redners, dem herzlicher Beifall für diese Darstellung des Werdens und Reisens des jüngsten deutschen Heiligen dankte.

Nach der Rede klang das gemeinsam gesungene Bruder-Konrad-Lied mächtig durch den weiten Raum. Der Chor der Jugend legte ein feierliches Glaubensbekenntnis ab, und dann gelangte die Versammlung rasch zu ihrem Höhepunkt, als, stürmisch begrüßt,

Bischof Dr. Nikolaus Bares

ans Rednerpult trat, um von hochpriesterlicher Warte das Wesen, Ziel und Inhalt aller Heiligkeit darzulegen. Wie kommt es, so fragte er, daß unserm Volke und unserer Zeit gerade dieser schlichte Kapuzinerbruder zum Wahrzeichen gegeben wurde? Und er fand die Antwort in dem lapidaren Wort, das der Grabstein des unbekannten Steinmehrs des Regensburger Dombaues trägt, das durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit überwältigende Aktualität und Gültigkeit besitzt: „Gott hat sein Seel!“

Niemand sonst, führte der Bischof aus, sollte seine Seele besitzen: die Welt nicht, der Dämon nicht, die Lust nicht, der Staat nicht, aber auch nicht das eigene Ich. Ihm gelte nur Gott, Gottes Geheiß und Gottes heiliger Wille. Der heilige Mensch lebe ein Leben, das groß und heilig sei, das angefüllt sei von Wert für die Mit- und Nachwelt und trage die höchsten Reden Lügen, die man von seinem Leben immer wieder hören könne: unmännlich, weiblisch, schwächlich. „Heilige sind Männer der großen geraden Linie, Männer des einen unverrückbaren und unwandelbaren Standpunktes, die wissen, was sie wollen, und die wollen, was sie wissen.“ Trenne man vom Seldentum das Heiligkeit, so gerate es stets in die größten Gefahren. Denn das Heroische werde eine Zeitlang den Menschen tragen, ihn dann aber ins Maßlose steigern. Seldentum läuft Gefahr, Titanentum zu werden, das gegen die Götter kämpft. Prometheus

meldet sich an, die selbstherrliche Autonomie, der Traum einer Größe, die der Mensch niemals innerlich erfüllt, die darum zu hohem Maßstab emporsteigt, zum verflochtenen Trog des tragischen Schicksalsglaubens.

Dann sprach der Bischof über die Wirkungen eines Heiligenlebens. „Das scheint mir“, sagte er, „der tiefste politische Wert der Heiligkeit, daß durch das unaufhörliche Dasein und Leuchten und Wirken der Heiligkeit dem Vater, dem Nachbarn, dem Dämonischen der Mut genommen wird, frech und alleinig, unverkündet und oberherrlich zu behaupten aufzutreten.“ Ein moderner Pädagoge habe recht mit seinem Ausspruch: „Gegenüber den Extravaganzen der materiellen Gewinnung brauchen wir mehr als je eine erhabene Extravaganz der Selbstverleugung.“ Wenn heute das Katholische Berlin dem jüngsten deutschen Heiligen hulde, so wisse es, wieviel Gottesdienst er in der Stille ausgeübt, und daß ungezählte Scharen aus Albstädtingen den unaussprechlichen Eindruck mitgenommen hätten, was es um eine lebendige Frömmigkeit, um die stille Tugend eines kleinen Mannes sei, der, weil er reich in Gott ist, eine schäferische Kraft für Stadt und Land wird und mehr Weisheit redet als sieben Weisheit, die auf hoher Warte stehen. Die ewigen Wahrheiten müßten den Verstand des katholischen Menschen erleuchten, seinen Willen in Bewegung setzen, sein Gemüt ergreifen, in das innere Kräftefeld eingehen, in das Leuchten der Augen treten. Ganze Menschen, unbedingte Hingabe, unteilbare Einheit von Natur und Lebensnatur — gerade im Zeitalter der Totalität sollte man für die Förderung Betätigung haben. „Unheilige Menschheit schafft Leid, macht die Erde zum Kampfplatz, weckt Gier

## Katholisches Gewissen und Saarfrage.

Der Münchener-Freisinger Hochschulprofessor Dr. theol. Robert Linhardt befaßt sich in einem von der „Germania“ und der „Katholischen Volkszeitung“ veröffentlichten Artikel damit, daß in letzter Zeit nicht nur prinzipiell vaterlandlose Kommunisten und Separatisten, sondern teilweise auch wirkliche oder angebliche Katholiken, und zwar ausgerechnet unter Berufung auf angebliche katholische Gewissenspflicht, die bisher geschlossene deutsche Abstammungsfront durch Eintreten für die einseitige Aufrechterhaltung des status quo glauben unterminieren zu müssen. In dem Artikel heißt es u. a.:

„Wer aus wirtschaftlichem Egoismus oder aus Antisemitismusverachtung oder aus sonstigen trüben Motiven die deutsche Nation verlassen will, der gehe seinen Silberlingen zu Liebe seinen Schwadroner hinaus aus der Gemeinschaft aller anständigen Deutschen. Wer dagegen zur Begründung seines objektiven vaterländischen Vorhabens an den Schicksal der christlichen und kirchlichen Gewissenspflicht, der greift die nationale Ehre aller deutschen Katholiken an und zwingt vor allem unter katholische deutsche Priester und Theologen auf den Plan, die wir es mit unserem Vaterland ebenso treu wie mit unserer Kirche halten müssen und halten wollen.“

Die so bunt und willkürlich ventilerte „Saar-Gewissensfrage“ der Saarfrage hat nicht nur, so das heutige nationalsozialistische Deutschland ihren innenpolitischen Ansätzen voll entspricht, ob dieses heutige Deutschland schweren oder leichten Zeiten entgegensteht, ob es die persönlichen und staatsbürgerlichen Rechte sehr oder allzu sehr beschneidet, ob es eine glückliche oder unglückliche Kultur- und Kirchenpolitik betreibt. Die katholische politische Gewissensfrage kann einzig dahin lauten, ob unsere katholischen Saar-Deutschen an ihrer mehr als tausendjährigen Zugehörigkeit zu deutschem Volk und Reich Treue oder Verrat üben wollen, ob sie nur an sich oder an Gesamtdeutschland denken wollen.

Da kann es für das katholische Gewissen trotz vieler ungelöster innenpolitischer Mühen und Sorgen nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, daß die vaterländische nationale Treupflicht zu erfüllen ist. Die Liebe zum Vaterland, die Papst Leo XIII. in seiner Enzyklika „Sapientia christiana“ vom 10. Januar 1890 als „Zwillingsschwester“ der anderen sozialen „Liebe zur Kirche“ bezeichnet und kanonisiert hat, ist eine „unbedingte“, d. h. eine unter allen Umständen, auch unter großen Sorgen und Opfern unverrücklich zu erfüllende Pflicht. Genau so unbedingt, so unbedinglich wie die Treupflicht zur Kirche, von der gleichfalls selbst die betrüblichen kirchlichen Schicksale und Zustände niemals entbinden können. Gewiss gilt in kirchenpolitischen Konfliktfällen, wenn etwa der Staat oder sonst offizielle Instanzen wesentliche, unveräußerliche Rechte und Pflichten der Kirche oder des christlichen Gewissens angreifen, der höhere Rang der klaren religiösen Rechte und Pflichten nach dem Wort: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg. 5, 29). Das bedeutet dann aber nicht totale Aufkündigung der nationalen Treupflicht gegen Volk und Staat, sondern der berechnete und evtl. gebotene Widerstand ist einzusetzen auf die eigentliche Konfliktlinie. In allem Übrigen aber bleibt die vollen- und staatsbürgerliche Treu- und Leistungspflicht ungemindert, unangefastet bestehen. Im Gegenteil! Um das Wohl ihrer Kirche und ihres Volkes wahrhaft besorgte Katholiken werden in solchen Konfliktzeiten ihre sonstigen bürgerlichen Pflichten ganz besonders bekennen und üben, um so die kulturkampferischen Kreise innerlich zu entzweien, um als wahrhafte Christen das Böse durch das Gute (Röm. 3, 8), nicht durch ein anderes Böses zu überwinden. Es ist den Christen des die Christen blutig verfolgenden Römerreiches — und es ist den Katholiken des die Kirche entredenden, bedrückenden freimaurerischen Frankreichs nicht beizulegen, deswegen ihre vaterländische Treupflicht aufzukündigen. Es werden auch die wirklich katholischen Saar-Deutschen sich der Kirche und unserem deutschen Vaterland diese Schande nicht antun. Auch nicht durch den Scheinheiligen und Scheindeutschen Ausweis des status quo, der nach der ganzen Sachlage von Freund und Feind nur als Verrat an der klaren deutschen Sache aufgefaßt wurde. Man mag an „Gründen“ für den status quo beifügen, soviel man



Kardinal Pietro Gasparri auf dem Totenbett.

nach Geld, züchtet das Raubtier im Menschen, füttert und teilt die Bewohner der Erde in Räuber und Beute und der Mensch geht unter unheiligen Menschen wie unter Feinden, vor denen er sich hüten muß. Heilige Menschheit will wie Christus Leid lindern, Wunden heilen, Hungerige sättigen, Wandende führen, Gefallene aufrichten. Und der Mensch geht unter Heiligen wie in einer großen Schar von Brüdern, die ihm gut sind. Solch ein heiliger Mensch war unser deutscher Bruder, unser Kapuzinerbruder Konrad. Und gerade an seiner Hand im Lichte seines schlichten Betens, voll äußerer Dürftigkeit aber voll innerer Fülle, da wird uns auch im Lärm der Reichshauptstadt klar, daß Heiligkeit keine verschommene Ferne und Unwirklichkeit oder nur Buchweisheit ist, sondern ein unaufhörlicher Akt menschlicher Großmut in reifster Hingabe an Gott und seine Liebe, ein Leben, in dem der Regensburger Steinmetz-Grabstein fort und fort lebendig ist: „Gott hat sein Seel.“

Heiliger Bruder Konrad von Parzham, hilf uns dazu durch deine Fürbitte, hilf uns, deinen armen Brüdern und Schwestern, hilf uns in der Reichshauptstadt deines Volkes und deines Landes!

Nach Aufforderung durch den Bischof erhob sich die Versammlung von ihren Plätzen, um mit ihm die Festlitanei zu Ehren des heiligen Bruders Konrad zu beten und seine Fürsprache zu erbitten. Knien empfangen die Anwesenden den bischöflichen Segen. Das vieltausendstimmige „Großer Gott, wir loben dich“ beschloß die eindrucksvolle Kundgebung.

Will; im Grunde ist darüber nur eins zu sagen: „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.“ Und werzt und um jeden Preis müssen wir jetzt sammeln.“ Müht ihr deutschen Volksgenossen an der Saar vorbehaltlos heim ins gemeinsame Reich! Dann, wenn ihr wieder im gemeinsamen Vaterhaus seid und eure Treupflicht erfüllt habt, mag und muß geordnet werden, was euch und viele von uns innenpolitisch und kirchenpolitisch befürmert.

Weil schon einmal kirchenpolitische Besorgnisse in die Saardebatte hineinspielen: Niemand soll darüber im Zweifel sein, daß wir gläubigen Katholiken immer und überall unsere Überzeugung und unsere kirchliche Treupflicht vertreten bis zum letzten — nur um so intensiver, je mehr Bedrängnis uns von außen her vielleicht angeht, wird. Nimmer aber geht es an kirchenpolitische Differenzen gleichsam als Tauschobjekt mit der Saarfrage zu verknüpfen. Die Saar müßte, getreu dem Geheiß ihres Blutes, ihrer Geschichte, ihrer Kultur heim zu uns ins Reich, — auch wenn im Reich augenblicklich nicht nur gewisse kirchenpolitische Schwierigkeiten bestünden, sondern sogar bismarckische, französische oder spanische Kulturkampfmethoden herrschten. Wenn unsere Saardeutschen Kirchenpolitik mit Nationalpolitik verbinden wollen, dann müssen sie sich erst recht ihre absolute nationale Unverletzlichkeit unter Beweis stellen und jene Volksgenossen mundtot machen, die im Christentum und besonders in den Konfessionen ein Hindernis der nationalen Kraft und Einheit betämpfen. Wahrhaft katholischer Gemeinschaftssinn läßt nicht 23 Millionen Gläubigen über der im Reich bezahlten, auf daß nationale Brüderbrüder ihren faulen Frieden und kirchliche Besorgnisse heuchelnde Deutschlandhalter ihren traurigen Triumph haben.

Katholische Saardeutsche, so schließt Linhardt seine Ausführungen, wenn es für euch überhaupt einer Überlegung bedarf: Eure Lösung kann nur heißen „Deutschland die Treue!“ Kommt mit allem, was ihr seid und habt, auch mit euren Sorgen, heim ins Reich! Dieses vielgeschmähte Deutschland wird eure Treue nicht mit Untreue vergelten.

## Kein Zeitungszwang für Schulen und Schüler.

Ndz Berlin, 24. November.

Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung hat lt. Ndz die nachgeordneten Behörden nachdrücklich auf seinen Erlaß vom 6. Januar 1934 hingewiesen. Der Minister sagt dazu, unter keinen Umständen dürfe ein Zwang auf die Schulen und Schüler zum Bezuge bestimmter Zeitungschriften, Zeitungen usw. ausgeübt werden. Im Uebertretungsfall werde er die Schuldigen zur Verantwortung ziehen. Der Minister legt Wert darauf, daß alle Schüler mit diesem Erlaß in irgendeiner Form bekanntgemacht werden.

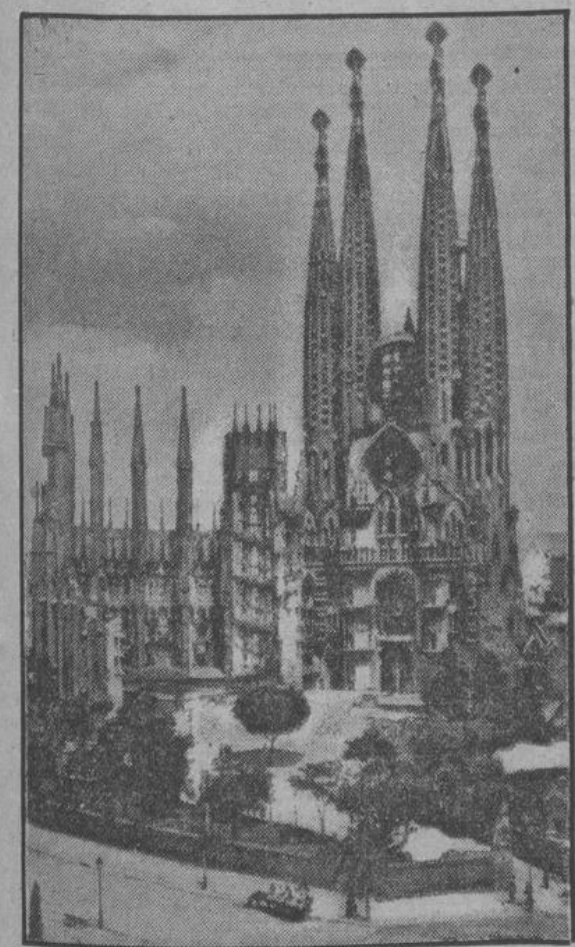
## Deutsch-niederländische Wirtschaftsverhandlungen im Haag.

+ Haag, 23. November.

Ueber die am Donnerstag nachmittag im Haag begonnenen neuen deutsch-niederländischen Wirtschaftsverhandlungen ist von beiden Abordnungen die nachstehende Verlautbarung herausgegeben worden: Nach Kündigung des deutsch-niederländischen Verrechnungsabkommens war auf Grund einer Fühlungnahme zwischen den beiden Regierungen die Aufnahme von neuen Verhandlungen vereinbart worden. Diese Verhandlungen, die zunächst nur den Zahlungsverkehr betreffen, haben am Donnerstag im Haag begonnen.

## Wetterbericht.

Vorherjage für Sonntag: Bei klarer Luftbewegung noch vielfach trübe und neblig, zeitweise auch etwas aufgeweicht, noch immer ziemlich mild, im Münsterland noch vereinzelt Nachfröste.



Die größte Kirche der Welt — aber unvollendet.

Seit 56 Jahren befindet sich in Barcelona die größte Kirche der Welt im Bau, aber wegen Geldmangels konnte sie bisher noch nicht vollendet werden. Die Kirche, die der Heiligen Familie geweiht ist, ist in einem merkwürdigen Stilgemisch der gotischen, romanischen, spanischen und maurischen Architektur geplant. Man sieht auf unserer Bild die bereits fertigen vier hohen Türme, die die Seitentürme zu dem Hauptturm darstellen, der doppelt so hoch und damit bedeutend höher als die Peterskirche in Rom werden soll.

Ganz dicht steht er vor Marile mit seinem dunklen Gesicht, den vortretenden Backennothen, den tiefstehenden Augen, mit dem samtigen Lächeln. Zwei Reihen ihrer weißen, gutgeformten aber auffallend harten Zähne, zeigten sich zwischen den sehr roten Lippen, die ihr kleine gekrühte Schnurbart nur wenig bedeckt.

„Guten Tag, gnädiges Fräulein! Welche Ueberraschung! Welche freudige Ueberraschung!“, flügte er immer lächelnd hinzu, als Marile sich ein paar Schritte zurückzog. Sie überließ sich ausgebreiteter Hand.

„Oh, Sie erkennen mich nicht? Freilich, ich kann nicht erwarten, daß meine bescheidene Person in Ihrer Erinnerung haften geblieben sein könnte. Aber ich —“

„Lächelte in Mariles verträutes Gesicht hinein. Er meint nicht zu fühlen, wie peinlich ihr diese übertriebenen Lebenswüchsigkeit ist.“

„Ich werde unser Zusammenstich vergessen. Sie befinden sich, neulich die Gahr in —“

„Zuge.“

„Ich hatte die Ehre, von Ihnen nach dem Wege im Speisewagen gefragt zu werden. Wir sahen an dem Tische —“

„Er sieht Marile erwartungsvoll an. Sie hätte jetzt wenigstens irgend etwas entgegenen müssen. „Ich erinnere mich“ oder so ähnlich. Sie ist unerhört unhöflich, als ist ihm ganz klar. Umso unhöflicher, als sie einen ihrer Bräutigam vor sich hat. Aber, wenn es um ihr Leben gegangen wäre, sie hätte diesem öligen Menschen kein Wort erwidern können.“

„Verzeihen Sie“, bekommt sie nur über die Lippen, „ich muß weiter.“

„Sie macht einen Schritt vorwärts. Nun wird er sie sich vorbeistellen. Dieser Mann begreift nicht, wie untrüglich ihr seine Gegenwart und seine beifällige Anschauung ist.“

„Ah, verzeihen Sie, ich hatte Sie auf — aber ich bin ja noch gar nicht —“

„Ich ist mich Ihnen vielleichte vorstellen? Wohlhab“

„Er verbeugt sich leicht. „Ich nehme Sie.“

„Sie sind auch zu Gast bei Frau von Daut?“

„Marile Simanatz hat das untrügliche Empfinden, er ist, wer sie ist und was sie hier ist. Er will sie irgend-  
e demüthigen. Sie redt sich hoch auf, ihr Raden wird oder so frei.“

„Sie bemerkt, als sie wortlos vom Tisch wegkann und diesen Herrn Wohlhab unbeachtet gehen hat. Er soll sich nur nicht einbilden, sie schäme sich, weil sie eine Stellung hier im Hause hat. Sie ist immer noch so viel oder tausendmal mehr, als all die geachteten und geschmähten Mordedamen, die sich Anja von Daut, Gott weiß woher, als Freundinnen eingeladen und die den ganzen Tag nichts zu tun haben, als garetten zu rauchen, zu flathen, ein bißchen Sport treiben, zu tanzen und zu flitzen.“

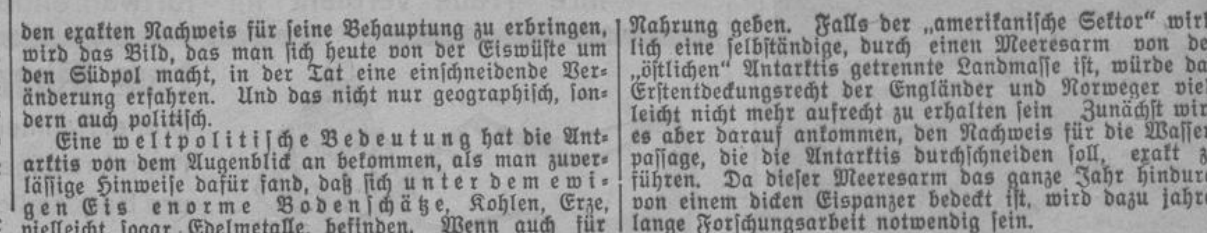
„Sie irren sich, Herr Wohlhab, sagt Marile Simanatz, und steht ihr Gegenüber gerade in die samtigen Augen. „Ich bin hier nicht Gast, ich bin Hausdame bei an von Daut. Und nun entschuldigen Sie mich wohl, gibt viel zu tun.““

(Fortsetzung folgt.)

Nötrem erklärte Fitampa habe Lorenz po

Eine weltpolitische Bedeutung hat die Anarktis von dem Augenblick an bekommen, als man zuverlässige Hinweise dafür fand, daß sich unter dem ewigen Eis enorme Bodenschätze, Kohlen, Erz, vielleicht sogar Edelmetalle befinden. Wenn auch in

Aber auch Amerika stellt Ansprüche auf den „Sechsten Kontinent“. Es vertritt den Standpunkt, daß das „Grüham-Land“, das Gebiet westlich vom DeWitts-Meer, zum amerikanischen Sektor gehöre. Die Bruchlinie Entdeckung würde den amerikanischen Forderungen neuer



**Dienstag, 27. Nov. 1934**  
**Rindvieh-, Schweine- u. Pferdemarkt,**  
 (Katharinenmarkt).  
 Auftrieb von 8—10 Uhr morgens.

---

**Sunghehenne**  
 aus unserer Soergelauacht weiße  
 Legehorn, liefert prompt und  
 preiswert. [549]

**Geflügelhof P a l z,**  
 Darfeld i. W. Fernruf 22.

---



Sämtliche  
**Musik-**  
**instrumente**  
 im [5078]  
**Haus der Musik**  
**Josef Wegener,**  
**Münster i. W.,**  
 Rosenstr.-Ecke

**Kontokredite**  
 an Beamte u. Vek-  
 annehm, ohne Vek-  
 tressett, direkte  
 Bankvertretung  
 Zollinspekt. i. R.  
 Funk. Münfte  
 Wolbrecht Str.

Falt neue [588]

**Vand-  
 fäße**

weit überdacht  
 billig an verkau  
 Anfragen unter  
 57 an das Ta-  
 blatt, Schwur, et

---

**ERFOLGE**  
 erzielen Sie  
 durch die Insertion im allg.  
 meinen Anzeigenteil der Zentr.

## Zusammenstoß im Nebel.

Güterzüge fahren aufeinander.

† Buldern, 24. November.

Die Pressstelle der Reichsbahndirektion teilt uns mit: Heute morgen, gegen 3.30 Uhr, fuhr im Bahnhof Buldern auf der Strecke Wanne-Münster der Güterzug 70/41 auf den im Bahnhof Buldern haltenden Güterzug 70/01 auf. Bei letzterem entgleiten die Lokomotive und 25 Wagen. Personen wurden nicht verletzt. Die beiden Hauptgleise werden voraussichtlich bis zum Abend gesperrt sein. Der Betrieb wird durch Umleiten aufrecht erhalten. Schnells- und Eilgüterzüge werden umgeleitet.

## Zum Gauhaushaltsmeister ernannt.

Münster, 24. November.

Zum Nachfolger des als Landrat nach Bielefeld berufenen Gauhaushaltsmeisters Eide wurde Pa. Meier (Gelsenkirchen) ernannt, der bisher als Gauverwalter in Westfalen tätig war.

## Stand der Arbeitsbeschaffung in Regierungsbezirk Münster.

Zur Durchführung des Arbeitsbeschaffungsprogramms der Reichsregierung standen im 2. Kalendervierteljahr 8,4 Millionen Rm. und im 3. Vierteljahr rund 7,6 Millionen Rm. zur Verfügung. Von dem im 2. Vierteljahr bewilligten Betrage wurden 4,3 Millionen Rm. in Anspruch genommen und gezahlt, gegenüber 5,7 Millionen Rm. im 3. Vierteljahr. Es stehen mithin noch 1,9 Millionen Rm. als Arbeitsreserve zur Verfügung, so daß die Weiterbeschäftigung der mit Notstandsarbeiten beschäftigten Erwerbslosen gesichert ist. Von den auf den Baustellen beschäftigten Erwerbslosen wurden in der Zeit vom 1. April bis 30. September 1934 etwa 546.000 Arbeitslosgewerke abgeleitet. Die Mittel sichern die Beschäftigung von durchschnittlich 1700 Arbeitslosen bis zum Frühjahr 1935. Darüber hinaus kann durch die Bereitstellung einer weiteren Million Rm. für Winterarbeiten mit einer zusätzlichen Beschäftigung von etwa 800 Arbeitern, also insgesamt mit Arbeit für 2500 Arbeitslose gerechnet werden. Die Angaben umfassen nur solche Maßnahmen, die mit Darlehen der Rentenbank und Darlehen der Deutschen Gesellschaft für öffentliche Arbeiten durchgeführt werden, also nicht das Gebiet der mit Reichsschulden ermöglichten Arbeiten. Bei den durchgeführten und noch in der Durchführung begriffenen Maßnahmen handelt es sich ausschließlich um volkswirtschaftlich wertvolle Pläne: Meliorationen, Straßenbauten, Kanalisation, gemeindliche Versorgungsbetriebe (Versorgung der Bevölkerung mit Gas, Wasser und Elektrizität), sowie um die Instandhaltung und Erweiterung öffentlicher Gebäude.

## Exemplarische Strafe für Pferdeschmuggel.

○ Münster, 23. November.

Vor der Großen Strafkammer in Münster hatte sich heute der 24jährige Franz B. wegen Pferdeschmuggels zu verantworten. Er war als Koppelknecht bei einem Pferdehändler untergetaucht. Was ihm an Pferden durch die Finger ging, kam nach den Vermutungen der Zollbeamten von der holländischen Grenze und war geschmuggelt. Um aber möglichst harmlos zu erscheinen,

spannte er seine Pferde in Karren, die mit einer Wiesen- oder einem Saatkartoffeln beladen waren, so daß es den Anschein erregte, als sei er Ackerknecht und komme gerade vom Felde. In der Verhandlung verlor die Angeklagte, den harmlosen Mann zu spielen, was ihm aber nichts nützte. B. wurde wegen Zoll- und Steuerhinterziehung in fünf Fällen zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, außerdem zu einer Geldstrafe von 11.000 Mark und zu einem Verbot für die entgangenen Steuern in Höhe von 15.000 Mark.

## Stadttheater Münster i. W.

Spielplan vom 25. November bis 2. Dezember 1934.

Stadttheater:

Sonntag, 25. Nov., 15.15 Uhr: „Der Troubadour“ (Oper). — 19.30 Uhr, Miete So. 6: „Erläuterung“, „Rheine, Kardinalherzog von Frankreich“ (Schauspiel).  
Montag, 26. Nov., 15.15 Uhr: „Geschlossene Vorstellung“, „Der fliegende Holländer“ (Oper). — 20 Uhr, Miete Mo. 6: „Der Sturm“ (Schauspiel).  
Dienstag, 27. Nov., 20 Uhr, Miete Di. A 6: „Der Sturm“ (Schauspiel).  
Mittwoch, 28. Nov., 20 Uhr, Miete Mi. A 6: „Rheine, Kardinalherzog von Frankreich“ (Schauspiel).  
Donnerstag, 29. Nov., 20 Uhr, Miete Do. A 6: „Der fliegende Holländer“ (Oper).  
Freitag, 30. Nov., 20 Uhr, Miete Fr. A 6: „Liebe und Trompetenblasen“ (Operette).  
Samstag, 1. Dezember, 20 Uhr: „Der Vogelhändler“ (Operette).  
Sonntag, 2. Dez., 15.15 Uhr: „Der Troubadour“ (Oper). — 19.30 Uhr: Neueinspielung „Polenblut“ (Operette).

Kammertheater:

Sonntag, Montag und Dienstag keine Vorstellung.  
Mittwoch, 28. Nov., 20 Uhr: „Erläuterung“, „Geographie und Liebe“ (Lustspiel).  
Donnerstag, 29. Nov., 20 Uhr: „Geschlossene Vorstellung der Niederdeutschen Bühne“, „Satt gegen Satt“ (Bauernkomödie).  
Freitag, 30. Nov., 20 Uhr: „Geschlossene Vorstellung der Niederdeutschen Bühne“, „Satt gegen Satt“ (Bauernkomödie).  
Samstag, 1. Dezember, 20 Uhr: „Ein Kerl, der spekuliert“ (Komödie).  
Sonntag, 2. Dezember, 20 Uhr: „Geographie und Liebe“ (Lustspiel).

## Der Wert der deutschen Kleintierzucht.

85.800 Bienenstöcke in Westfalen.

Der Wert des gesamten Geflügelbestandes Deutschlands beträgt etwa 300 Millionen Rm. Die Erzeugung dieses Bestandes an Eiern, Federn und Dünger ist mit 680.000 Rm. zu errechnen. Welche Bedeutung die Geflügelzucht für den Erzeuger hat, geht, wie wir vom Landesgruppenleiter Westfalen, Richard (Westfalen), erfahren, eindeutig aus der Tatsache hervor, daß im Jahre 1930 insgesamt 2,4 Milliarden Eier eingeführt worden sind. Jetzt ist es gelungen, diese ungeheure Zahl der Einfuhr im Jahre 1933 auf 1,5 Milliarden Stück herabzubringen, und sie wird nach den bisherigen Berechnungen in diesem Jahre nur noch 1,3 Milliarden Stück betragen.

Die Bienenzucht Deutschlands stellt mit 2,3 Millionen Bienen einen Wert von 115 Millionen Rm. dar.

Ihre jährliche Erzeugung ist etwa 420.000 Zentner Honig und 5-10.000 Zentner Wachs im Werte von 37 Millionen Rm. Der indirekte Nutzen der Bienen durch Bestäubung landwirtschaftlicher Kulturpflanzen läßt sich zahlenmäßig nicht genau feststellen. Er beträgt aber sicher das Zehn- bis Fünfzehnfache des jährlichen Erzeugungswertes. In Westfalen betragen 14.500 Imker 85.800 Bienenstöcke. Diese erzeugen jährlich 850.000 Kilo. Honig und 35.000 Kilo. Wachs im Gesamtwerte von etwa 1,75 Millionen Rm. Hinzu kommen an Obst und Samen Werte von etwa 17 Millionen Rm.

Bei einem Bestande von 2,6 Millionen Bienen im Werte von 78 Millionen Rm. erzielt sich ein Erzeugungswert an Milch, Schlachttieren, Fellen und Dünger von 240 Millionen Rm. — Der Kaninchenbestand von 30 Millionen Stück liefert jährlich eine Erzeugung an Fleisch, Fellen und Wolle von 75 Millionen Rm. — Die Pelztierzucht mit 62.000 Tieren im Werte von 9 Millionen Rm. hat einen Erzeugungswert von 1,6 Millionen Reichsmark aufzuweisen.

Nach den Darlegungen von Veterinär Dr. Bonenahm muß der Wert der deutschen Geflügelzucht erheblich höher aufzuarbeiten eine Milliarde Rm. geschätzt werden. Dieser Wert übersteigt den der gesamten deutschen Weizen- und Roggenproduktion um das Doppelte und den des deutschen Weinbaues um mehr als das Zehnfache. Dazu wurden bis 1932 von Deutschland noch alljährlich für Geflügelzuchtprodukte fast eine halbe Milliarde an das Ausland gezahlt. Das ist täglich 1 1/2 Millionen Rm. In Schweden ausgedrückt heißt das: Es gingen alljährlich der Wert von 20 mittelgroßen Bauernhöfen oder ein ganzes Bauerndorf ins Ausland und somit dem deutschen Nationalvermögen verloren. Hier Wandel zu schaffen, ist eben Zweck und Ziel der Geflügelzucht und der Geflügelzuchtvereinigungen.

## Richtlinien für die Eingliederung der Turn- und Sportjugend Westfalens in die Hitlerjugend.

In Ergänzung des Vertrages zwischen dem Reichsjugendführer und dem Reichssportführer vom 25. 7. 1934 werden für das Gebiet Westfalens der Hitlerjugend bzw. den Gau Westfalens des Reichsbundes für Leibesübungen folgende Abmachungen getroffen, die für alle Einheiten der Hitlerjugend (DJ, DJM, JM) und alle Einheiten des Reichsbundes für Leibesübungen bindend sind:

1) Die Hitlerjugend ist verantwortlich für die körperliche Grundausbildung und weltanschauliche Schulung der gesamten deutschen Jugend. 2) Als Verbindungsmann zwischen der DJ und dem Reichsbund wird Jg. Dr. Wilhelm Sälzer, Unna, eingesetzt. Jg. Sälzer ist Mitglied der Abt. E des Gebietes Westfalen und gleichzeitig Vertrauensmann des Gauverwalters des Reichssportführers für den Kreis Unna. 3) Die Eingliederung der gesamten Turn- und Sportjugend wird bis zum 30. November 1934 in allen Standorten Westfalens vollzogen. In den Standorten, wo außerdem eine feierliche Uebergabe angeordnet wird, muß diese bis zum 10. Dezember 1934 stattgefunden haben. Die Bannführer der DJ, DJM, JM, Untergruppenführerinnen des DJM, sowie bis zum 12. Dezember 1934 den Vollzug mit Angabe, welche Jugend- und Leibesübungsleiter bzw. Übungsleiterinnen des Reichsbundes für die DJ (DJM, JM) Arbeit vorgelegt werden, an die Gebietsführung Abt. E bzw. an die Sportwartin des Obergau. Außerdem muß die Meldung eine zahlenmäßige Aufstellung über die innerhalb eines Bannes bzw. Untergruppen eingegliederten Jungen (Mädchen) enthalten. 4) Der Reichsbund für Leibesübungen stellt der

Hitlerjugend keine Hallen, Plätze und Geräte zum Selbstkostenpreis zur Verfügung. 5) Die DJ stellt ihre Einheiten dem Reichsbund für Leibesübungen für Bestellungen zur Verfügung. Die Entlohnung trifft in Zweifelsfällen der Bannführer (Untergruppenführer). 6) Die Standortsführer der Hitlerjugend legen sich mit dem zuständigen Führer des Reichsbundes für Leibesübungen in die in den Punkten drei und vier angegebenen Bestimmungen fest. Es wird ausdrücklich auf die Einhaltung aller Punkte des Vertrages zwischen dem Reichsjugendführer und dem Reichssportführer, sowie der Ausführungsbestimmungen hingewiesen.

Heil Hitler!

Der Führer des Gebietes Westfalen:

gez. G. A. Langank, Gebietsführer.

Der Gaubauwart des Reichssportführers für Westfalen:

gez. Schäfer, Sturmbannführer.

## 66. Münster / Hermes Berlin

Berlin meldet folgende Kämpfer: Bantamgewicht: Steingraber, mehrerer Berliner Meister; Federgewicht: Koffke, 120 Kämpfe; Mittelgewicht: Radlewski, Berliner Meister; Weltergewicht: Ostendorf, 2. Brandenburgischer Meister 1933; Schellin; Halbfliegengewicht: Schlicht, 115 Kämpfe; Schwergewicht: Knoch.

„Münster, 22. Nov. Wegen Tierauflage bestrahlt. Das Schöffengericht in Münster verurteilte den Hundemann Sch. aus Werne zu einer Geldstrafe von 30 Mark, weil er sein Pferd mißhandelte. An einer Bauteile war sein Fuhrwerk festgebunden und er schlug das Pferd mit der Peitsche unter den Bauch, obwohl er hätte wissen müssen, daß die Kräfte des Pferdes für die schwere Last nicht ausreichen konnten.

Achtung, 23. Nov. Von 50 Schülern kamen nur 13. Auch in der benachbarten Gemeinde Wellbergen ist die Gruppe mit außerordentlicher Bestätigkeit ausgebaut. Von 50 Schülern erschienen an einem der letzten Tage nur 13.

„Münster, 24. Nov. Auszeichnung. Wie uns die Regierungspressestelle mitteilt, hat der Führer und Reichsführer des Bannes Franz Baes in Münster für sein tapferes Verhalten bei der Errichtung einer weiblichen Sektion vom Tode des Ertrinkens die Erinnerungsmedaille für Rettung aus Gefahr verliehen.

## Münsterischer Marktbericht.

○ Münster, 24. November.

Der Verkehr auf dem Wochenendmarkt hielt sich in mäßigen Grenzen. Dagegen war die Zufuhr in allen Marktarten reichlich. Man zahlte auf dem Butter- und Eiermarkt für Deutsche Landbutter 1,35, für Deutsche keine Molkereibutter und Deutsche Markenbutter 1,50, für Landeier 13. Rühlfleisch kostete 10 Pf., 11, 12 und 13 Pf. Bei den Gemüsen wurden folgende Preise erzielt: Spinat 10 und 15, Stengelfrühe 8 und 10, Kohlsalat 5-10, Endivienalat 8-15, Feldsalat 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

**AEG**  
Rundfunk-Geräte



mit dem alphabetischen STATIONS-WÄHLER

## Wenn's draußen stürmt - dann merkt man erst...

wie wundervoll eine wirklich behagliche Wohnung sein kann. Alles, was für das eigene Heim ausgegeben wird, ist wirklich gut angelegt. Fehlt in Ihrer Wohnung die Faulenzer-Ecke? Ein kleiner Tisch — ein molliger Sessel? Eine bequeme Kautsch? Dann wird es Zeit, die Ausstellung im **MHM** zu besuchen!

**Möbelhaus Heilborn**  
Münster i. W.,  
Kuhstraße 14. 15855

**Kaufen Sie zu Weihnachten**  
Balgum-Teppiche von 9,40 bis 26,45 Rm.  
Linoleum-Teppiche von 29,50 bis 62,00 Rm.  
Läufer per Meter von 2,10 bis 4,50 Rm.  
nur im 5947  
**Linoleum- u. Teppich-Spezialhaus Falger & Co., Münster.**  
Ludgerstraße 30/31 (in der gegenüber Heilborn).

Inseriert im ZENO-Anzeigenteil!

## Gute, langhaltende Zummor-Schuhe

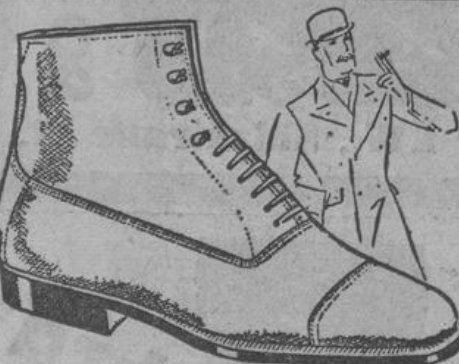
zeigen Ihnen erst, was gute Schuhe leisten können, ihre Treue verdient Ihr fortwährendes Vertrauen!



### Eine Glanzleistung!

Breiter Rahmen, breiter Absatz, gelochte Kappe, rassige Form: Daher die Eleganz und Bequemlichkeit, schwarz und braun Boxkalf oder Lack, Rahmenarbeit

**10,50**



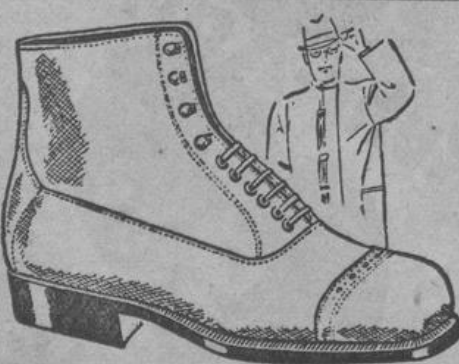
### Stiefel nieder begehrt!

Kräftiger Herrenstiefel. Schwarz Boxkalf Elegante, bequeme Form. Ringbesatz

**9,50**

Ganz mit Leder gefüttert. Schwarz Boxkalf mit Zwischensohle. Wahrhaft bequeme Form

**12,50**



### Für sehr empfindliche Füße!

Hygienisch einwandfrei gearbeiteter Stiefel mit Einlage. Sehr gut verarbeitet. Gummi-Ecke

**15,50**

Mit Lammfell gefüllt. Schnürstiefel

**15,50**

Mit Schnallen

**14,50**

Unsere vollkommene Auswahl sichert für jeden Geschmack und jeden Fuß richtigen Kauf

**Schuhhaus Zummor**  
Münster

**Miet-Pianos**  
in großem Maßstab  
bei jeder Neu-  
Anschaffung  
O. Schröder,  
Münster i. Westf.,  
Vöhrstraße 6.  
Fernruf 2517

„Zeno-Zeitung“  
„Der Heimatbote“

**Gebrochene Aluminiumgehäuse und Zylinderblöcke**  
sowie sämtliche gebr. Maschinenteile schweißt unter Garantie bei niedrigster Preisstellung  
**Ludwig Prinz**  
Elektro- u. Auto-Schweißerei  
Münster i. W., Albert-Leo-Schlageter-Str. 126. Tel. 22973.

**Auf den Lappen drücken**  
**Herdfeiger**  
hilft sparen.

Wir machen es Ihnen möglich, für wenig Geld Ihr Heim behaglich und schön zu gestalten durch  
**Teppiche — Läufer**  
**Gardinen u. Dekorationen**  
**Teppichhaus Juggle**  
Münster i. W. Beachten Sie Salzstr. 24.  
Ein kleiner Partie-Posten Teppiche und Läufer besonders billig.

**Honig kauft**  
Postl,  
Lüdinghausen.

**Russen-Pony**  
mit Geschirren  
u. verkauft an  
dem Berliner  
Museum für  
Hauptstadt  
bei Abreise.

**Olsberg-Ofen**  
DEUTSCHE WERTARBEIT

**Persil**  
Zin  
Radwassert  
ist oft beliebt  
soß es Persil  
ausgibt  
gibt-

**Persil**  
gibt's nur  
in dem Persil  
Kochtopf  
und Henkel  
Häufig!

Ein Kloster nimmt noch einige junge Mädchen an für einen zweimonatigen Aufenthalt in der Paderborner Klosterkirche am 1. Januar und kostet bei voller Verpflegung monatlich RM. 40,-. Off. unter E 5383 an die Zeno-Zeitung, Münster.

**Ein Stabkloster**  
(2 Schwestern) mit anliegender Pension u. Wohnung, an der Hauptstraße gelegen, am 1. 1. 1935 anläßlich der Vermietung. Wo zu erfragen bei E. Wüllner, Stadl 10 n.

**Wer Bargeld hat — der schreibe heute!**  
Herren-Ballonrad RM. 40,-, Damen-Ballonrad RM. 44,-, komplett. Qualität, Garantie, auf Prospekt gratis.  
**E. u. P. Stricker, Fahrradfabrik**  
Brackwede — Bielefeld 191

**Die kaukräftigsten Kreise im Münsterland erfassen Sie durch eine Insertion in der ZENO-Zeitung!**

**Ein wunderbares im Winter**  
wird weniger Bewegung in frischer Luft, längerer Aufenthalt in warmen Räumen zur Fehlbildung führt. — Trinken Sie **Tota-Tea**, er macht schlank und gesund. — Pakete zu 0,75 u. 1,00. Große Pakete zu 1,50 u. 2,00.

**Ein wunderbares im Winter**  
wird weniger Bewegung in frischer Luft, längerer Aufenthalt in warmen Räumen zur Fehlbildung führt. — Trinken Sie **Tota-Tea**, er macht schlank und gesund. — Pakete zu 0,75 u. 1,00. Große Pakete zu 1,50 u. 2,00.

**Ein wunderbares im Winter**  
wird weniger Bewegung in frischer Luft, längerer Aufenthalt in warmen Räumen zur Fehlbildung führt. — Trinken Sie **Tota-Tea**, er macht schlank und gesund. — Pakete zu 0,75 u. 1,00. Große Pakete zu 1,50 u. 2,00.

# WOCHENEND

## Kohlenmeiler im Siegerland

VON MARTIN DEY

... und schließlich fand die verirrte Prinzessin bei einem Köhler Unterkunft, dessen armselige Hütte im tiefen Walde versteckt lag.

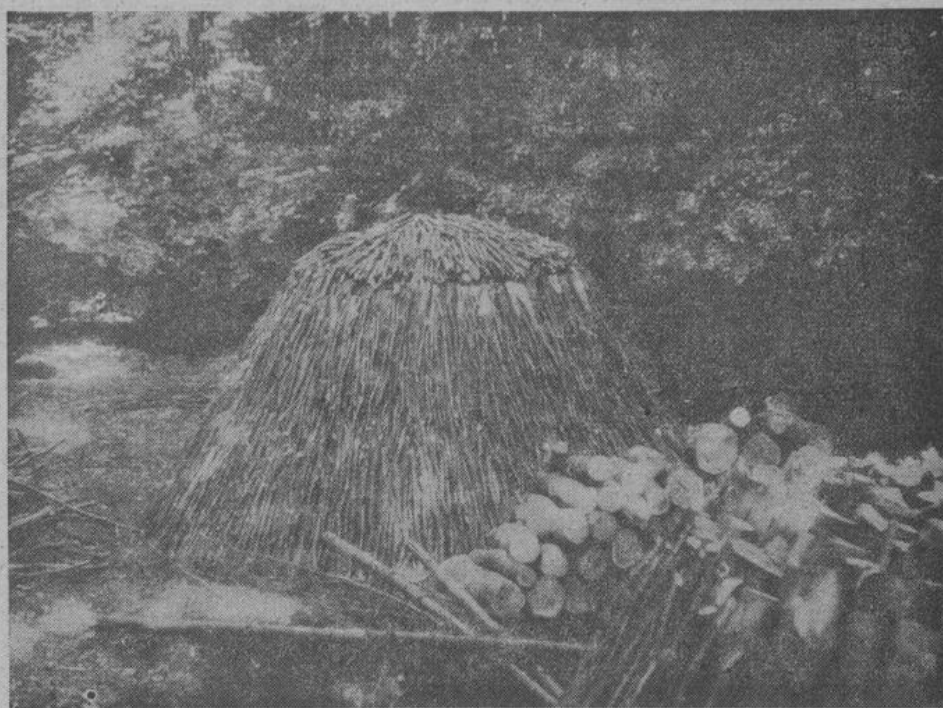
In wieviel Sagen und Märchen haben wir in unserer Kindheit nicht davon gelesen, daß Kaiser und Könige, Fürsten und hohe Herren, Verirrte und Verfolgte in der Hütte eines Köhlers Unterschlupf und Rettung fanden? Diese romantischen Erinnerungen sind das einzige, was man heute im allgemeinen noch von dem uralten Beruf der Köhler weiß, der auch in unseren Tagen noch nicht ausgestorben ist. Denn tatsächlich, es gibt noch Köhler; Köhler, die heute, genau wie vor tausend und mehr

Wer Westfalens letzten Köhlern bei ihrer Arbeit zusehen will, muß viel Zeit und Geduld haben, denn weder Eisenbahnlinien noch Autostraßen führen den Neugierigen in die Nähe der qualmenden Meiler. Einer der bedeutendsten Kohlplätze des Siegerlandes liegt in der Nähe des kleinen Dörfchens Walpersdorf an der oberen Sieg. Wenn man nach anderthalbstündiger Wanderung von der letzten Kleinbahnstation in der Westabgeschiedenheit dieses Dörfchens ankommt und nun glaubt, dem Ziel seiner Reise nahe zu sein, dann muß man sich durch die Dorfbewohner bald eines besseren belehren lassen. Die Auskunft, die man auf seine Frage nach dem Meilerplatz bekommt, ist nicht ermutigend. Gut zwei Stunden muß man noch laufen, denn der Kohlplatz liegt weitab im dichtesten Wald, wenige hundert Meter unterhalb der Siegwiese. Eine richtige Straße führt nicht da in die Berge hinauf. Man muß schon sehen, daß man unter den vielen, nach allen Richtungen abzweigenden Waldwegen den rechten herausfindet. Aber das ist gar nicht so schwierig, denn die schweren Kohlenwagen, die die fertige Holzsohle vom Meiler her holen und zur Bahn befördern, haben tiefe Rinnen in die feuchten Pfade gegraben, und man braucht nur den von verlorenen Kohleklümpchen umsäumten Radspuren nachzuspüren, um sich zurechtzufinden.

Nach langer Wanderung merkt man endlich, daß man nicht mehr sehr weit vom Ziel entfernt sein kann. Würziger Brandgeruch hängt in der Luft. Die schmalen Waldwege, durch die die kleinen Wasserläufe aus den Quellen der Berge zu Tal murmeln, sind von dichtem grauem Nebel verhangen. Erst nach einiger Zeit merkt man es: das ist gar kein Nebel, das sind schwere, graue Rauchwolken, die sich in den windstillen Tälern zu Boden geschlagen haben. Ungebuldig beschleunigt man seine Schritte, aber es dauert noch eine gute Weile, bis man den ersten qualmenden Meiler plötzlich, als ein Windstoß den dichten Rauch für einen Augenblick verjagt, mitten im Gewirr hoher Buchenstämme erblickt. Es ist ein eigenartiges Bild. Man sieht zunächst nichts als träge Rauchwolken, die von irgendwoher aufqualmen, vom Wind in groteskem Spiel unter die hohen Baumkronen getrieben werden und dann wie dicke Schleier wieder niederfallen, alles in weitem Umkreis in milchigen, würzigen Nebel verhüllend. Der ganze Wald ist in ein gespenstisches Halbdunkel gehüllt. Nur wenn ein frischer Windstoß durch die Bäume niederfährt, lichtet sich der Rauchnebel für einige Minuten. Man kann ein wenig Umfchau halten und entdeckt, daß hier im Abstand von jeweils zehn Metern mehrere Meiler gleichzeitig betrieben werden.

Die Köhler stecken mitten in ihrer Arbeit. Zunächst sind sie wortfarg und wollen, wenn man nach diesem oder jenem fragt, nicht recht mit der Sprache herausrücken. Schließlich aber stehen sie doch Rede und Antwort, und man erfährt eine Reihe von interessanten Dingen. Ganz so einfach, wie man sich die Kohlenbrennerei vorgestellt hat, ist sie in Wirklichkeit jedoch nicht, und der romantische Schimmer, der sie zunächst noch für uns umgab, verfliegt, sobald man nur von den Sorgen und Nöten erzählt, die damit zusammenhängen.

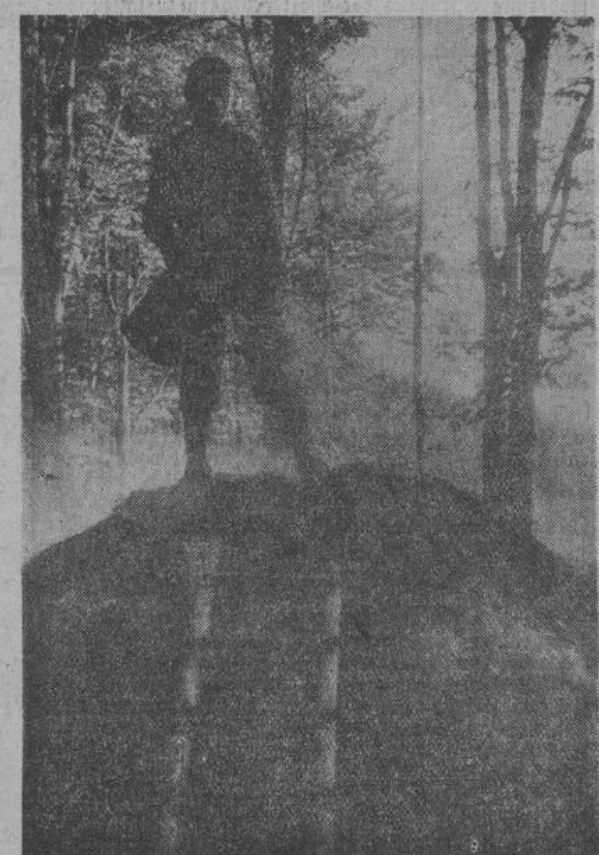
Das zum Verkohlen bestimmte Holz wird zu großen 2-3 Meter hohen Stapeln zusammengesetzt, mit Knüppeln überlegt und dann mit Rasenplacken und Erde abgedeckt.



Die Köhlerei ist ein Gewerbe, in dem genau so sachlich und nüchtern kalkuliert und gerechnet werden muß, wie in jedem andern kaufmännischen oder gewerblichen Betrieb auch. Die Preise für Holzsohle sind in den letzten Jahren stark gesunken; und viele der Siegerländer Eisenhütten und Walzwerke, die zur Herstellung gewisser Stahlsorten stets große Mengen Holzsohle aufkauften, sind still gelegt worden. Na, und seitdem steht es eben auch um die Köhlerei schlecht.

„Sehen Sie!“ sagt der Kohlmeister, „das Buchenholz, das wir hier verkohlen, kostet uns pro Raummeter etwa 4 Mark. 30 Raummeter brauchen wir im Durchschnitt für einen Meiler. Das ist also allein für 120 Mark Holz. Daraus brennen wir etwa 70 Zentner Kohle, die heute etwa mit 3,50-3,60 Mark gehandelt wird. Also bringt uns ein Meiler knapp 240-250 Mark ein. Rechnen Sie neben dem Preis für das Holz noch die Transportkosten für die Anfuhr der Buchenstämme und die Abfuhr der fertigen Kohle ab, dann bleibt an einem Meiler ein Verdienst von vielleicht knapp 100 Mark. Dafür müssen wir zu dreien vierzehn Tage lang ununterbrochen arbeiten, so daß auf jeden ein Wochenverdienst von kaum 15 Mark kommt. Aber was will man machen, 15 Mark sind heute viel Geld!“

„Sie müssen an einem Meiler zu dreien vierzehn Tage lang ununterbrochen arbeiten? Ich denke, wenn so ein Meiler erst mal aufgelegt und angezündet ist, dann brennt er friedlich und gemächlich allein?“



Um zu verhindern, daß der schwelende Meilerbrand mit offener Flamme ausbricht, muß die Erdoberfläche durch Begießen dauernd feucht gehalten werden.

Der Kohlmeister lächelt nur zu dieser Frage und erklärt, wieviel Arbeit so ein Meiler macht. Da muß das zum Verkohlen aufgetaupte Holz also zunächst mal angefahren und dann in meterlange Scheite zerlegt werden. Diese Scheite werden dann um ein drei Meter hohes Reisigbündel in drei Schichten übereinander aufgestapelt. Der fertige, etwa zweieinhalb Meter hohe Meilerstapel wird dann mit einer Schicht Knüppelholz belegt, das wiederum mit Rasenplacken bedeckt wird, über die dann noch eine dicke Schicht Erde kommt. So entsteht ein großer runder Erdhügel von fast drei Meter Höhe und vier bis fünf Meter Durchmesser. Nur das große Reisigbündel, um das das Holz aufgestapelt wurde und das nun oben aus der Erdschicht herausragt, verrät, daß es mit diesem Hügel seine besondere Bewandnis hat.

Wenn nun endlich der fertig gestapelte und abgedeckte Meiler angezündet werden soll, wird das die Mitte des Holzstapels ausfüllende Reisigbündel entfernt und in die so entstehende hohle Röhre glühende Holzsohle geschüttet. In den ersten Tagen wird die Röhre in der Mitte des

Meilers täglich mit kleingehacktem Holz nachgefüllt. Der Meiler wird also richtig geheizt. Die so in der Meilermitte entstehende Glut frißt sich nun unter der Erdoberfläche allmählich nach allen Seiten hin durch. Um zu erreichen, daß der schwelende Brand sich gleichmäßig ausbreitet und auch wirklich alle Teile des Holzstapels erreicht, werden in die Erdschicht Luftlöcher gebohrt, durch die eine geringe Menge frischer Luft Zutreten und der sich im Innern des Meilers entwickelnde Rauch abziehen kann. Es gehört jahrelange Erfahrung dazu, die Luftlöcher im rechten Augenblick wieder zu verstopfen und den Brand unter der Rasendecke durch das Bohren neuer Löcher gleichmäßig in alle Teile des Holzstapels zu leiten. Trotz aller Vorsicht kann es dabei geschehen, daß der schwelende Brand einmal an einer Stelle zuviel Luft zugeführt bekommt. Dann beginnt das Holz sofort — statt nur zu verkohlen — mit offener Flamme zu brennen. Wird das auflodernde Feuer nicht sofort wieder erstickt, dann ist der Meiler in kurzer Zeit ein Haub der Flammen. Darum muß er Tag und Nacht unter sorgfältiger Aufsicht stehen.

Der Köhler darf seinen Kohlplatz also nicht verlassen. Sogar die Nächte muß er in unmittelbarer Nähe seines Meilers draußen im Walde in einer notdürftig aus Knüppelholz errichteten, mit Rasenplacken abgedeckten spitzen Köhlerhütte verbringen. Mit der fortschreitenden Verkohlungs des Holzes sackt der Meilerhügel mehr und mehr in sich zusammen.

Die Erdoberfläche muß dauernd nachgetreten und durch ständiges Begießen feucht gehalten werden, damit die den schwelenden Brand verhüllende Rasendecke nicht plötzlich in sich zusammenstürzt. So wird der Meiler, Tag und Nacht sorgsam bewacht, allmählich gar. Je nach der Witterung dauert der Verkohlungsprozeß ungefähr acht bis zehn Tage. Wenn der Meiler dann endlich gelöscht werden kann, müssen alle Luftlöcher sorgfältig abgedichtet werden, so daß der Brand langsam erstickt. Dann erst darf der Meiler vorsichtig geöffnet werden. Unter den nachfallenden Rasenplacken holt der Köhler ein heißes Holzstück nach dem andern aus dem Bau. Schnell kühlt es sich ab; und die schwarze, staubblaue schillernde Holzsohle, die metallisch klingt, wenn man sie aufstapelt, ist fertig.

Photos: Martin Dey.



Da der Meiler während des etwa 8 bis 12 Tage dauernden Verkohlungsprozesses um ein Drittel zusammenschrumpft, muß die Erdschicht dauernd nachgetreten und neu festgeklopft werden.



In den ersten Tagen des Brandes muß der Meiler täglich zweimal „nachgeheizt“ werden. Eine beim Bau des Meilers in der Mitte des Holzstapels ausgesparte Röhre wird mit kleingehacktem Holz nachgefüllt.

Jahren, im tiefen Wald in qualmenden Meilern weißes Holz zu schwarzer Kohle brennen. Wer es nicht glauben will, der gehe nur einmal ins Siegerland, dort, wo es am einsamsten und weltverlorensten ist, in die tiefen Wälder des Quellgebietes von Sieg, Lahn und Eder; dort wird er auch heute noch Köhler finden.

Allerdings sind die Siegerländer Köhler auch die letzten und getreuesten Hüter ihres Handwerks. Nur in der Eifel und einigen Gegenden des Erzgebirges gibt es in Deutschland außer ihnen noch ein paar Kohlbrenner, die wie die des südlichen Westfalens die Konturen der chemischen Holzverkohlungsindustrie bis heute überstanden haben. Wie lange aber werden sie sich noch halten können?



Durch Luftlöcher, die in die Erdoberfläche des brennenden Meilers gebohrt werden, lenkt der Köhler den schwelenden Brand in alle Teile des Holzstapels.



# Baumöl Öl-Lampe-Lind

## Die alte Truhe

Sie war nicht sonderlich schön; kein altes Hierbild, nur eine einfache eichene Kastentruhe, geräumig, einstmals fagenhaft große Leinwandvorräte bergend. In einer Kammer war ihr angestammter Platz, und in unserer ganzen Kindheit nahmen wir eigentlich nur Notiz von ihr, wenn wir Mutter halfen, im Herbst die über Sommer eingemotteten Sachen an die Luft zu befördern und später sie wieder in sie zu versorgen. Erst im Krieg wurde die alte Truhe wichtig: alle die ehemals belächelten altnodischen Sachen waren kostbar geworden, begehrenswerte Reichtümer. Und uns hatte die Notzeit ebenso anspruchslos wie findig gemacht.

Wir Kinder von damals stehen als Frauen und Mütter heute auch oft sorgend und grübelnd vor dem Kleiderschrank. Das Winterzeug vom vergangenen Jahr ist verwachsen oder ganz vertragen. Geld ist immer noch knapp und will wohl zu Rate gehalten sein. Aber angezogen müssen die Kleinen werden, und nett möchte man sie ja doch auch haben. Zu allererst braucht Vater aber einen neuen Mantel — er steht im Beruf, Gott sei Dank — Schuhe sind auch unumgänglich nötig, ein Pullover für den Jungen, warmes Unterzeug für die Mädchen, auch die Strümpfe müßten ergänzt werden. Man sitzt und rechnet und rechnet immer wieder. Bilder hängen vorüber von unlängst in Schaufensterauslagen gesehenen — ach so hübschen, begehrenswerten — Dingen.

Fangen die Gedanken schon an bitter zu werden? — „Und ich pade es doch!“ wehrt sich gerade noch im rechten Augenblick der Stolz der Mutter, — „ich muß es halt pade!“ — Wirgt nicht die Truhe noch ungehobene Schätze? (Vielleicht ist es bei den andern ein alter Schrank oder eine Kiste oder Kommode, die noch unverwertete Kleidungsstücke enthält.)

Anzugsrock sehr schonen — und wie gemütlich würde er sich fühlen in der molligen Jacke!

Freilich, die Arbeit häuft sich mit den Plänen, aber die Freude, fangen zu können, Auswege gefunden zu haben, beschwingt, und der feste Wille, alles gut zu machen, ersetzt, was an Können etwa noch fehlen sollte.

Nicht überall zwar gibt es Truhen mit altem, noch verwendbarem Zeug. Aber beinahe allen Müttern gilt das Gebot: einteilen, sparen! Und auch die ohne Truhe und Kommode finden einen Weg. Mir scheint er auf erzählendem Gebiet zu liegen und in dem Grundgedanke zu gipfeln: sei einfach und anspruchslos und erziehe deine Kinder so, daß Einfachheit ihnen Bedürfnis wird. Man kann auch das Einfache schön finden und gerade dies. Kinder sind von Natur aus anmutig, sehen lieb und reizvoll auch im bescheidensten Kittelchen aus. Kein teures Material verlangt das Kinderkleid, keinen un-

nützen Behang. Aber zweckmäßig muß es sein, und es ist schon wichtig, frühzeitig dem Kind ein gewisses Stillegefühl anzuerziehen. Es muß wissen: ein Kleid paßt nicht für alle Gelegenheiten. Im Sonntagskleiden geht man nicht Beeren suchen und in der Schulschürze holt man nicht Holz und Kohlen herbei. So wie die Mutter z. B. nach dem Sonntagskirchgang schnell das Kleid wechselt oder wie sie zum Graben und Baden ein altes Gartenkleid überzieht, folgt das Kind einem anerzogenen Bedürfnis, wenn es sein Schulkleid mit einem Hausmittelfeld tauscht oder für die Hilfe im Garten die älteren Schuhe anzieht. Solche prinzipielle Erziehungsarbeit hilft im praktischen Alltag mehr sparen, als man das im ersten Augenblick vermutet.

Daneben aber gibt es viele kleine Hilfsmittel und Kniffe, die der denkenden Mutter manche Anschaffungen ersparen helfen. Man kann sehr oft noch umarbeiten, kürzen und länger machen, aus zwei verschiedenen Kleidungsstücken ein neues zusammenstellen usw.

Voraussetzung ist immer: Arbeitswille und ein bisschen Erfindergeist. Dann geht's sogar ohne Truhe.

L. K. — St.



Nur nicht herunterfallen!

an Geburtstagen, an Namenstagen, sei es bei Krankheiten, bei Tagen des Glüdes, sei es — am heiligen Weihnachtsfest. Ja, gerade das Weihnachtsfest, das wie ein Zauber auf alle Menschen wirkt, bringt ungeahnte Freuden, wenn Kinder schenken . . .

Bon Helene Guden.

## Was Kinder schenken

Kinder sind Egoisten — heißt es immer. Vielleicht ist es aber richtiger, wenn man sagt — sie werden zu Egoisten erzogen. Denn nur zu gern betrachtet man sie überall als Mittelpunkt und erfüllt ihnen nach Möglichkeit ihre großen und kleinen Wünsche, zwingt sie also förmlich dazu, nur an sich zu denken. Man sollte daher schon frühzeitig anfangen, auf die Kinder einzuwirken, daß sie von dem, was sie besitzen, auch etwas abgeben, um anderen eine Freude zu machen. Natürlich hauptsächlich von solchen

Auch das Bastflechten ist jetzt sehr beliebt — sogar bei den Jungen. Damit kann man aber auch tatsächlich Sachen herstellen, die viel ausmachen — die Hauptsache ist, es werden schöne Farben gewählt und alles wird sorgfältig gearbeitet. Da gibt es niedliche Taschen, Portemonnaies, Rucksäcke, Serviettenringe und — wenn man farbige Bastkörbe flechtet und sie in Schichtenlinien aneinandernäht, auch einen brauchbaren Unterleger.

Anderer Kinder freuen sich gern mit Ton. Geschickte Hände bringen da schöne Schalen zustande oder Aschenbecher — manche sogar Tiere für die Geschwister zum Spielen. Die Arbeiten müssen ein paar Tage trocknen und werden dann mit Wasserfarbe angemalt.

Jungen, die am Bastflechten Freude finden, machen oft ganz besonders reizende Sachen: Leuchter, Schlüsselanhänger, Papiermesser, Laterne mit sorgsam ausgelegten Strohketten.

Für jedes Kind wird sich irgendeine nette, angenehme Arbeit finden — es kommt da nur auf die richtige Auswahl an. Es ist total unangebracht, Kinder zu Arbeiten anzuregen, die noch zu schwer und mühsam sind, die sie doch nur mit Hilfe der Erwachsenen zu Ende führen und in denen sie dann nicht die rechte Freude haben. Das gilt hauptsächlich für die kleinen Mädchen, die gern stricken, nähen oder kochen, die dann stundenlang mit krummen Rücken und zerflohenen Fingern hinter ihrer Arbeit sitzen und alles andere vergessen — zum Schaden ihrer Gesundheit!

Schenken heißt — mit Freude etwas geben, was Freude erweckt. Und Geschenke aus Kinderhänden erwecken diese Freude in ganz besonderem Maße, sei es nun

## Freude . . .

Freude, Freude, dring in mich ein,  
entflamme ein Feuer  
mit hellichestem Schein,  
und Kraft entzündet,  
daß ich dich künde  
allen, die dich vergaßen,  
die auf ihren Straßen  
dich nicht mehr finden.  
Freude, Freude, ich will dich künden,  
ich will dich jubeln  
so laut in die Nacht,  
daß jedes Herz  
zur Freude erwacht.  
Freude, Freude, von Gott gesandt,  
dich trag' ich verborgen  
in Sorgen durchs Land,  
bis die Fessel des engen Alltags fällt —  
dann jauchz' ich dich, Freude,  
hinaus in die Welt.

Elisabeth Kahlenbach.



Eine nachdenkliche Schreiberin

Man hockt davor, kramt, mißt, wägt, sortiert. Am Abend ist man im Klaren. Man ging doch nicht umsonst durch die harte Lehrszeit der Kriegsjahre. Aus Erfahrungen und gutem Willen wachsen Pläne und Können: Da liegt ein riesig weiter, vor vielen, vielen Jahren aus Schatzkammer gehäufte Unterrock. Mutter hatte mehrere solcher Glanzstücke „mit in die Ehe bekommen“ — ob sie diese Sachen je trug? Bis auf diesen letzten hatten sie sich im Kriege in Westen und Süden verwandelt. Nun würde auch dieser aufgezogen. Die dicke Wolle wird sich fein zum warmen Pullover für den Jungen verarbeiten lassen, wahrscheinlich wird sie auch noch für Schal und Mütze reichen. Daß man nicht „Hurra!“ ruft bei dieser Feststellung! Am liebsten finge man auf der Stelle mit der Arbeit an. Aber erst soll ja einmal alles geplant und übersichtlich eingeteilt werden.

Zwei blau und braun gestreifte Viberunterzüge gehen durch die Hand. Ach ja, Großmutter trug sie. Wir fanden sie schon unmodern! Gibt das nicht sogar sehr hübsche und praktische Schlafanzüge für die Mädels? Man mißt, probiert Schnitte aus — atmet auf: es wird gelingen. Fein!

Oh — da schält sich aus dem großen mottensüßeren Leinenbezug ein flauschiger Mantel — altnodisch genug ist er wirklich! Aber — ob die guten Teile nicht noch etwas aus sich machen lassen? Wenn sie für eine Hausjoppe reichen? Nicht auszubedenken! Vater würde seinen

Dingen, die sie selbst gern haben, von denen sie sich schwer trennen können. Es ist grundverkehrt, wenn die Eltern oder Verwandten glauben, sie täten den Kindern einen Gefallen, wenn sie auf jedes Geschenk zu irgend welchen besonderen Anlässen verzichten, wenn sie ihnen einreden, sie könnten ja doch nichts schenken, sie wären noch zu klein.

Kinder wollen schenken, und Kinder könnten so viel schenken, so unendlich viel. Zumal, wenn sie einmal erfahren haben, wie beglückend das Schenken ist, wie beglückend schon allein die Vorbereitungen sind. Mit welchem Eifer, mit welcher Liebe sie sich ihnen widmen — man muß sie nur mal dabei beobachten — wie die Mädchen glücken und die Augen strahlen! Denn das Selbstschaffen ist ihnen ja die Hauptsache bei ihren kleinen Geschenken — Geld dürfen sie nicht kosten oder höchstens ein paar Groschen, die mühsam zusammengepart wurden.

Es gibt ja so viele schöne Dinge, die die Kleinen ihren Eltern, Großeltern, Geschwistern und allen denen schenken können, denen sie Liebes erweisen wollen — aber der erste Anstoß, die Anregung, die liebevolle Anleitung ist Sache der Erwachsenen. Und ihnen sei es nicht eindringlich genug empfohlen, den Kleinen nur solche Arbeit zu geben, die in Kinderhänden paßt, die im Kinderherzen wirkliche Schaffensfreude auslöst.

Mit etwas farbigem Glanzpapier und Klebstoff und — ein wenig Phantasie bringen die Kinder schon allerhand zustande. Sie suchen sich ein paar leere Schachteln oder eine Zigarrenkiste, vielleicht erwischen sie irgendwo ein kleines Glaschälchen und bekleben die Sachen schön bunt von allen Seiten. Was kann man nicht alles aus Glanzpapier schneiden: Kreise, Dreiecke, ja sogar Blumen und Tiere und alles kann man dazu verwenden, wenn man es nett zu einem Muster oder Bild zusammenstellt. Irgendwo findet sich gewiß auch ein schmaler Kartonstreifen, der, mit einem gefälligen Muster beklebt, ein schönes Legezeichen abgibt. Oder wenn es ein größeres Stück Karton ist, dann wird daraus ein richtiggehender Kalender. Das ist ganz einfach: man klebt ein Bild darauf, darunter kommt der Kalender und auf die Rückseite eine Schlaufe zum Aufhängen. Man kann auch durch Klebearbeit Notizbros und Festchen verschönern oder aus Pappe eine Wappe anfertigen. Man braucht die Pappe nur in der Mitte zu knicken — auf das Vorderblatt kommt ein buntes Muster. Wenn die Kinder schon mit Wasserfarbe hantieren können, ist es natürlich ebenso nett, wenn sie anstelle des bunten Glanzpapiers etwas Schönes malen. Oder sie sammeln Zigarrenenden und bündeln und kleben diese unter ein Glaschälchen.

## Unsere Kleinen

## wollen helfen

Mimmi hat des öfteren gehört, daß Mutter keine Zeit hat, daß sie arbeiten muß. Und weil sie ihre Mutter sehr lieb hat, möchte sie ihr beim Kartoffelschälen helfen. Alle Spielsachen bleiben unbeachtet liegen, so voll Eifer ist sie. Mutter will der Vierjährigen natürlich kein Messer in die Hand geben. „Aber ich darf sie doch abwaschen?“ fragt die kleine Hilfsbereite und geduldig wartet sie, bis wieder eine Kartoffel soweit ist, um sie dann in dem großen Kübel reinzuwaschen. Und wieviel Spaß gibt es dabei, denn Mutter versteht es, die Schale so zu entfernen, daß sie eine große lange Schlange bildet. Und Rudi, der schon fünf Jahre alt ist, zählt mit Vergnügen die Augen.

Beim täglichen Reinemachen stand Heinz wartend in einer Ecke des Zimmers und sah zu, wie Alma mit dem Staubsauger über den Teppich fuhr. „Du sollst aber nicht alles saugen, ich möchte auch mal den Staubsauger haben!“ Wie glücklich der Kleine mit dem Apparat umzugehen verstand! Inzwischen stellte das Mädchen die Stühle zurecht und ordnete die Kissen.

Heini lieb es sich auch nicht nehmen, beim Tischdecken zu helfen. Anfangs begnügte er sich damit, das Besteck von der Lade bis zum Tisch zu bringen, aber bald fand er Gefallen daran, das Messer rechts, die Gabel links, den Löffel oben quer zu legen. Er wußte nämlich über rechts und links schon Bescheid. Die Brotstücken legte er fein ordentlich ins Körbchen, und bald durften die Kinderstassen und die Mädchen nur noch von den Kindern selbst geholt werden.

„Gibt es wieder Kullern zu essen?“ fragten die Kleinen mich allzu gern. Nicht etwa, weil die Kullern (Erbsen) so gut schmecken, sondern weil das vorherige Auslesen der Hülsenfrüchte ihnen solchen Spaß macht.

Nirgends helfen sie so gern wie im Garten. Sie können schon jäten, Beete und Wege harken, Zweige sammeln und, nicht zu vergessen, die Blumen gießen. Und wenn sie erst eigene Geräte haben, dann ist die Arbeit ein Vergnügen. In der Tat sind die kleinen Helfer im Garten manchmal unentbehrlich. Das Auspflanzen der herabgefallenen Zweige macht ihnen keineswegs soviel Mühe wie den Erwachsenen. Und wie leicht ist die gesentigen Körperchen durch das Gesträuch drängen, Laub und Papier herauszuholen! Wenn sie es dann noch in einen Wagen oder eine eigene Schiebartre verladen dürfen, sind sie selig.

Freilich hat Mutter auch manchmal an Orten zu tun, die für die Kinder zu gefährlich sind, z. B. in der Waschküche, wo die großen Kübel heißen Wassers den Kleinen unversehens zur Lebensgefahr werden können. Vielleicht aber gibt Mutter ihnen eine Schüssel mit lauwarmem Wasser in den Hof hinaus, sobald sie ihre Puppenwäsche selbst waschen können. Oder der Junge, der durchaus meint helfen zu müssen, scheuert einmal seine Bausteine. Beim Wäscheaufhängen dürfen die Kinder die Klammern anreihen, aber nur, wenn wir im Freien trocknen können, der Trockenboden ist meist zu gefährlich und bietet zu leicht Absturzgefahr.

Natürlich ist es schwer festzustellen, ob das Kind wirklich helfen will oder ob es nur eine Abwechslung sucht. Bei ihm ist ja Arbeit und Spiel noch nicht streng geschieden. Niemals aber sollte man seinen guten Willen zurückstoßen. „Geh doch zu deinen schönen Sachen spielen, zum Helfen bist du noch viel, viel zu klein.“ Solche Bemerkungen zerstören das Selbstvertrauen und wecken leicht Unsicherheit und Minderwertigkeitsgefühle. Freilich gehört manchmal viel Geduld dazu, neben unserer drängenden Arbeit die Kleinen zu beschäftigen. Man wird auch nicht von vornherein die Ausdauer und Gründlichkeit in der Arbeit von ihnen verlangen können wie von einem Erwachsenen. Aber es wäre grundverkehrt, dem Kind mühtend den Besen aus der Hand zu nehmen, weil es schlecht gefegt hat. Es hat sein Bestes gewollt und getan, was in seinen Kräften liegt, und es würde an den Großen — vielleicht für lange — irre werden.

Sin und wieder versucht einmal so ein ganz Schlaues auf Umwegen zu seinem Ziel zu kommen. Es ist vielleicht kein Spielzeug satt und sucht Abwechslung unter dem Vorwand helfen zu wollen. Wenn Klaus also zu Vater ins Büro kommt, um ihm beim Tippen zu „helfen“, weiß Vater sofort Bescheid: der Junge sucht Beschäftigung. Klaus bekommt einen „drohen“ Bleistift und viel Papier und sitzt bald in der Ecke stillvergnügt bei seiner „Arbeit“.

Man wird die Kleinen am ehesten zu wirklichen Helfern erziehen, wenn man sie wissen läßt, daß man ihre Arbeit brauchen kann und daß man sie entbehrt, wenn sie mal vergessen worden ist. Das wird sie stolz und freudig machen und ihrem Helfenwollen bald das Spielereiße nehmen.

Lucie Gortzel.

## Lehret die Kinder

Eine dunkle Gemeinschaft sind  
Wir von Lebenden, Toten  
Und Kommenden, Kind,  
Wir, Deutschland!

Wehe drum, wer sein Land verriet,  
Den Gewalten der Zeit!  
Immer im Werk eingewappend das Lied:  
Deutschlands Recht und sein Leid.

Immer, wie durch die Welt ein Herz  
Schlägt seines Volkes Blut  
In dir, in deiner Hand, im Erz,  
Nimmer entgehnst du dem.

Und eine dunkle Gemeinschaft sind  
Wir von Lebenden, Toten  
Und österlicher Auferstehenden, Kind!  
Wir, Deutschland!

Hans Friedrich Blund

# Das Mädchen und die sieben Freuden



Sie hieß Karoline, und die Ungewöhnlichkeit des Namens in einer Zeit, die Mia und Baby, Jo, Daisy und Gwen als erste durchs Ziel gehen ließ, ist meine früheste Erinnerung an sie. Mißverstehen Sie mich nicht. Karoline war gar nicht unmodern. Sie war Abteilungsleiterin in einer großen Firma, geschäftstüchtig, fleißig und dabei

eine Meisterin in der Kunst, ihr Gesicht schön zu machen, ohne das Auge des Bewunderers ihrer Figur zu beleidigen / Wie sie mich aus einem Haufen strampelnder Mädchen-

arme und Dudenbeine im Schwimmbad herausgriff, um mir Unterricht im Crawlen

im seligen Walzerschritt die dritte - am Abend, an dem ich zum ersten Male mit Onkel ausgehen durfte / Immer der gleiche, frohe und ausgeglichene Kamerad, das ist Karoline (und seit dem Schwimmunterricht darf ich sie alle paar Wochen besuchen) / Als ich sie gestern überraschen

wollte, fand ich sie am Schreibtisch - verlegen zum ersten Male, seit ich sie kenne. „Es ist Adventszeit“, sagte sie, „Zeit zum Nachdenken, wer mir Gutes getan hat in diesem Jahre, bewußt oder unbewußt. Hier steht Du sieben Namen. Sie bedeuten sieben Freuden, die mir geschenkt worden sind, und die Mehrzahl der sieben weiß wohl gar nicht, daß sie es taten“ /

„Da ist Schwester Martha, die mir die Hand hielt in der langen Nacht vor der Operation. Da ist Paul, der Portier des Bürohauses, der im rechten Augenblick sagte: der Omnibusschaffner, der immer ein wenig wartet, wenn ich verspätet zur Haltestelle laufe. Da ist Fräulein Berger, Herr Schmidt, die Mutter Moser und nicht zuletzt der kleine Frihe, der so wundervoll spielen kann und mir das Marmeladenspielen beigebracht hat.“

Jetzt darf ich mitwählen und mitausuchen, um sieben Menschen Freude zu schenken. Dann darf ich helfen, sieben Pakete zu machen, in Weihnachtspapier gewickelt und mit bunten Bändern verpackt. Dann werde ich helfen, sie zur Post zu tragen. Aber es werden vierzehn Pakete sein und nicht sieben, denn meine eigenen sieben Freuden werden auch dabei sein /

Und dann, das weiß ich, werde ich Karoline so glücklich sehen, wie damals im seligen Walzerschritt.

## Die Festtage in Buenos Aires.

Die Eindrücke eines Deutschen vom Internationalen Eucharistischen Kongress.

Sind auch schon mehr als fünf Wochen seit dem Internationalen Eucharistischen Kongress in Buenos Aires, über den wir im Oktober ausführlich berichtet haben, ins Land gegangen, so dürfte doch der Bericht eines deutschen, in Argentinien ansässigen Landsmannes über die festlichen Tage, die er miterlebt hat und von denen er in einem fest in Deutschland angelangten Briefe schreibt, noch das Interesse unserer Leser finden. Dem Briefe entnehmen wir folgendes:

Das allgemeine Urteil ist, daß so eine Festlichkeit noch nie in der Welt gesehen wurde. Das Wetter war herrliches Frühlingswetter mit lachend blauem Himmel, die Ordnung einfach musterhaft. Die Festlichkeiten begannen am 10. und endeten am 16. Oktober.

Am 10. morgens kam der Dampfer an von Italien mit dem Abgesandten des Papstes Kardinal Pacelli und seiner Begleitung. Er wurde mit den Ehren eines Fürsten vom Präsidenten der Republik und den Ministern am Hafen empfangen. Die Fahrt in den Galawagen durch die Stadt war ein Triumphzug sondergleichen. Hunderttausende von Menschen standen in den breiten Boulevards und auf den Balkonen der Häuser, und ein Regen von Blumen ging auf die Karossen nieder. Es herrschte die sechs Tage lang eine derartige Begeisterung in allen Ständen, wie man es nie annähernd für möglich gehalten hätte.

Aus allen Ländern der Welt, auch aus den entlegenen waren Deputationen der katholischen Kirche hier angelangt. Vier Kardinals, etwa 60 Erzbischöfe und Bischöfe und Hunderte von Geistlichen aller Kategorien. Etwa 20 000 Pilger aus allen Ländern der Welt waren gekommen, mehr als 30 Ueberseesdampfer lagen in den Häfen, die nur Fremde gebracht hatten.

Vom 10. bis 16. Oktober waren jeden Tag an dem Altar mit dem großen Kreuz, den man im Park von Palermo aufgestellt hatte, feierliche Messen. Man rechnet, daß dort jedesmal rund eine Million Menschen versammelt waren. Es waren allein Sitzplätze aufgestellt für über zweihunderttausend Personen.

Am 13. war eine Riesenprozession um 12 Uhr nachts durch die Stadt und Generalkommunion für Männer gleichzeitig an vier Altären, die auf dem Platz vor der Kathedrale und dem Regierungspalast in der Mitte des Platzes aufgestellt waren. Die Ausstellung der Kommunion dauerte bis 3 Uhr morgens. Es war eine Menge von mehr als 800 000 Menschen anwesend. Natürlich alles mit großer Illumination. Es war ein wirklich begeisternder Anblick.

Am 14. war nachmittags die große Hauptprozession nach dem Altar im Palermo-Park, in der der Kardinallegat unter einem riesigen Baldachin mit einer großen Monstranz gefahren wurde. Teilnehmer waren in erster Linie die vier Kardinals, alle Erzbischöfe und Bischöfe, der Präsident der Republik, Minister, Diplomatische Korps, katholische Vereine, Truppen, Schulen usw., im ganzen mehr als eine halbe Million Menschen.

Endlich am Dienstag, dem 16., nach einer Reihe von religiösen Festlichkeiten aller Art, Festessen, Empfängen, Galavorstellungen in der großen Oper usw., reiste am Abend Kardinal Pacelli wieder mit dem Dampfer ab. Seine Fahrt durch die Stadt war erneut ein glänzender Triumphzug. Die nach Hunderttausenden zählende Menschenmenge zu beiden Seiten der 30 Meter breiten Boulevards, auf den Balkonen und an den Fenstern, war ein solches Meer von Enthusiasmus, wie es gar nicht zu beschreiben ist. Hochrufe, Lärmschreie, Fahnenwinken und Blumenpenden nahmen kein Ende. In acht Rutschen, jede mit zwei prächtigen Pferden bespannt, führten die höchsten Würdenträger, die Kardinals, Bischöfe und deren Begleitung und die Minister, und dann kam unter brandenden Hochrufen die Prozession, von vier wundervollen Pferden gezogene Karosse mit Kardinal Pacelli und dem argentinischen Staatspräsidenten.

In den Tagen des Kongresses waren im Park von Palermo in den großen, 50 Meter breiten Avenuen, an deren Kreuzungspunkt das große Kreuz aufgestellt war, und in den Hauptstraßen des Zentrums der Stadt Hunderte von riesigen Lautsprechern aufgestellt, so daß das Publikum überall den Gottesdiensten, Reden, Gesängen genau folgen konnte. Außerdem war in der Nähe des großen Kreuzes ein Kommandoturm aufgestellt, von wo aus der Kaplan des argentinischen Heeres, Dionisius R. Rapal, die Termonien, Volksansänge u. d. w. durch Lautsprecher leitete und die Menschenansammlungen dirigierte. Diese wirklich außerordentlich zweckmäßigen Einrichtungen und die besondere Befähigung des Kaplans Rapal haben zum großen Teil zum tadellosen Gelingen des Kongresses beigetragen, der ohne auch nur den geringsten Zwischenfall und Mißton verlaufen ist, jedoch man, wie schon oben bemerkt, von dieser großen religiösen Veranstaltung mit Freigabe und Recht behaupten darf: Sie war einzig in der Weltgeschichte!

## Eine Soldatenpredigt des Bischofs von Rottenburg.

Stuttgart, im November.

Bei der Feier des 30-jährigen Bestehens der katholischen Garnisonkirche in Ulm hielt der Bischof von Rottenburg, Dr. Spröhl, eine Predigt, in der er über die lokale Bedeutung dieser Feier weit hinausgreifend, Gedanken entwickelte, die unsere Wehrmacht im ganzen Deutschland, ja unser ganzes Volk im tiefsten angehen.

## 500 Kontoristinnen werden zur Durchführung eines Gerichtsurteils benötigt.



Ein Riesenprozeß ging nach sechsjähriger Dauer in Chicago zu Ende. Die dortige Illinois Telephone Company wurde in dem Urteil zur Rückzahlung von zuviel erhobenen Gebühren im Betrage von 50 Millionen Mark an die Inhaber von Münzernurteilen verurteilt. Bei der Durchführung des Urteils mußten die alten Gebührenrechnungen zur Feststellung der Rückzahlungsbeträge überprüft werden. Nicht weniger als 500 Kontoristinnen wurden eigens für die Berechnungsarbeiten eingestellt. Man sieht auf unserem Bild den riesigen Arbeitsraum, in dem die Kontoristinnen tätig sind.

Er ging von dem Gedanken aus, daß dieses Gotteshaus der Soldaten Ulms nicht für die kurzen drei Jahrzehnte, sondern wie die alten gotischen und romanischen Dome für Jahrhunderte seine Bestimmung habe und sie überdauern werde, wenn das deutsche Volk christlich bleibe, wenn unsere Männer Christus als Fundament des Staates kennen würden und der letzte Wunsch Hinderburgs in Erfüllung gehe, daß in Deutschland Christus gepredigt werde. Er sprach weiter von 1914, wo die Soldaten um den Frieden beteten, aber, als dann doch der Krieg kam, ihre Pflicht bis zum letzten taten. Der Geist des alten Heeres möge in den Herzen der Soldaten lebendig werden.

Der Soldat müsse aber auch ein Innenleben führen, das „soldatisch“ sei. Ein Leben des Glaubens, dessen Feste dieses Gotteshaus sei, das Leben sittlicher Mannes- und Sinneszucht. Gerade der Soldat müsse den sittlichen Lebenskampf bestehen, müsse für reines gelundenes Blut seiner Nachkommen sorgen, müsse wie Kämpfer für das Vaterland, auch Kämpfer für ein reines sittliches Leben sein. Dazu brauche er Gott und ein Christentum, in dem Christus der Mittelpunkt sei. Der Bischof wies dann hin auf St. Georg, den Fürbitter der Soldaten, der auf dem Altar ihrer Kirche vor ihnen stehe als Soldat und Christ, als Held und Heiliger. Held im Kampf und Glauben, diese beiden großen Gedanken müßten sich zusammenfinden. So würden die Soldaten soldatische Helden und Christen bleiben in einer Person.

## Reichs-Studentenwerk gebildet.

DNB, Berlin, 23. November.

Reichserziehungsminister Rust hat aus den privaten Vereinen „Deutsches Studentenwerk“ und „Darlehnskasse des deutschen Studentenwerks“ eine „Reichsstudentenwerk“ gebildet. Der Erlass, der diese Verfügung trifft, schließt eine Periode der Zwischenlösung ab, die kurz nach der Machtergreifung durch Aufhebung der Vereinsjurisdiktion und Bildung kommunistischer Verbände entstanden war.

Der unter dem 2. November ergangene Erlass stellt dem Reichsstudentenwerk die Aufgabe, jeder vollen deutschen Jugend ohne Rücksicht auf Herkunft und wirtschaftliche Lage den Zugang zur deutschen Hochschule zu ermöglichen. Sein Ziel ist die Auslese der Tüchtigsten im Sinne nationalsozialistischer Forderungen.

Im einzelnen bestimmt der Erlass folgendes: Das Reichsstudentenwerk untersteht der Aufsicht des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, der auch den Leiter ernannt.

Die bestehenden Einrichtungen des studentischen Selbsthilfeverbandes sind nach Maßgabe der vom Reichserziehungsminister zu erlassenden Ausführungsbestimmungen in das Reichsstudentenwerk zu überführen.

Das Reichsstudentenwerk und seine Gliederungen werden getragen durch Zuweisungen aus Mitteln des Reiches und der Länder, durch Selbsthilfebeiträge der Studierenden und durch freigeworbene Geldmittel. Die Selbsthilfebeiträge der Studierenden werden durch den Reichserziehungsminister festgelegt. Das Reichsstudentenwerk bildet einen Freundesrat, welcher der Werbung von Förderern und Stiftern zur Durchführung seiner nationalsozialistischen Volksaufgabe dient.

Die Leitung des Reichsstudentenwerks ist Pg. Dr. Streit übertragen.

## Zwei Eisenbahnanschlüsse in Mexiko.

Heiligenbilder von Kommunisten öffentlich verbrannt

8 Mexiko, 23. November.

Am Dienstag wurden zwei Eisenbahnanschlüsse verübt. Auf der Linie Veracruz-Mexiko-Stadt war im Tunnel Nr. 14 die Strecke aufgerissen worden, jedoch ein Güterzug entgleiste. Die elektrische Maschine des Zuges stürzte um und verpörrte die Gleise. Man vermutet, daß der Anschlag dem Personenzug Veracruz-Mexiko-Stadt gegolten hat. Ein zweiter Anschlag wurde auf der Staatsbahnlinie Mexiko-Panama verübt, wo unbekannte Täter zwei Brücken in die Luft sprengten. In Tuxtla Gutierrez im Staate Chiapas fanden am Dienstag Kundgebungen statt, die einen ausgesprochen kommunistischen Charakter trugen. Nach zahlreichen Ansprachen, in denen die Kirche und die „Reaktion“ auf das heftigste angegriffen wurden, wurde eine Anzahl von Heiligenbildern öffentlich verbrannt.

Zu den Eisenbahnentaten erklärt der Kriegsminister, die Attentate seien keineswegs von bewaffneten Rebellenbanden verübt worden. Das Attentat auf der Linie Veracruz-Mexiko-Stadt hätte sich so abgespielt, daß Kämpfer die Streckenarbeiter gezwungen hätten, Schienen abzuschrauben. Der Zug sei nicht bewegen entgleist, sondern nur durch zu scharfes Bremsen des Zuges, als der Lokomotivführer den Schaden bemerkte.

In Leon im Staat Guanajuato wurden 12 junge Leute verhaftet, die Propagandabüchlein gegen die Einführung des sozialistischen Schulunterrichts verbreitet hatten. Auch in Guadalupe (Zaragoza) wurden mehrere Frauen wegen Propaganda gegen den sozialistischen Unterricht festgenommen.

Die Regierung des mexikanischen Bundesstaates Chihuahua hat für sämtliche katholische und protestantische Geistliche die Erlaubnis zu erteilen, zurückgezogen. In Chihuahua können deshalb keine Gottesdienste stattfinden.

# Wochenend

## ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

### Spaziergang zur Nacht

Von Gertrud Aulich

Es war am Abend des Totensonntags, wir kamen von den Gräbern, waren ernst und feierlich gestimmt, und unsere Gedanken bewegten sich auf der schmalen Grenze zwischen Diesseits und Jenseits. Eine Dame mit einem kleinen melancholischen Gesicht, die kürzlich ihre Mutter verlor, erzählte mit monotoner Stimme eine Geschichte, die ihr selbst widerfahren war.

Im vergangenen Sommer, begann sie, geschah etwas Merkwürdiges: es war am Abend eines heißen Tages, gegen neun Uhr etwa, da wurde in meinem Zimmer leise die Tür geöffnet und blieb halboffen stehen. Ich befand mich damals in einer kleinen schlesischen Gebirgstadt in der Sommerfrische und wohnte in einem der kleinen weißen Bauernhäuschen. Ich war eben im Begriff, mich für die Nacht zurechtzumachen, als ich merkte, daß die Klinke herabgedrückt und die Tür leise geöffnet wurde, aber niemand kam herein. Es wird die Wirtin sein, denke ich, sie hatte diese schüchterne oder geizige Art, erst nach vielen Aufforderungen ins Zimmer zu treten. Es war eine alte, freundliche Frau, ihre Kinder sind alle erwachsen und in der Welt verstreut, nur ein dreijähriges Enkelkind, das kleine vaterlose Mädchen ihrer jüngsten Tochter, lebte bei ihr, ein zartes, kränkliches Geschöpf, das nicht gedeihen wollte und das heute wieder mit Fieber zu Bett lag. Es hatte sich sehr an mich angeschlossen, wir spielten ganze Nachmittage miteinander, gingen auch zuweilen in den nahen Wald, um „rote Beerla“, Vogelbeeren, die das Kind über alles liebte und aus denen ich ihm leuchtende Ketten und Ringe fädeln mußte, zu holen.

Kommen Sie nur ruhig herein, Mutter Nidel, sage ich, indem ich einen Mantel über mein Nachtkleid gewand werfe. Ich muß hinzufügen, daß es bereits dunkel war. Ich trat also mit zwei Schritten unter die Tür und drehte das Licht an. Im Zimmer kein Mensch, auch im Flur niemand. Nun, vielleicht war es der Wind, der die Tür öffnete, das Schloß war alt und schlecht. Ich schloß ruhig die Tür und schreite langsam zum Fenster, das weit offen steht. Nein, es weht kein Wind, ein süße Ruhe breitet sich über die Welt. Im Garten rauscht kein Baum, kein Blatt bewegt sich, nur mein Blut hämmert in meinen Adern, und meine Seele stimmt auf einen weichen, mondlichen Ton ein.

Als ich mich umwende — steht die Tür abermals offen. Ich gehe und schließe sie wieder, ich schiebe den Nagel davor, meine zarte Stimmung weicht einer verdrossenen Ungehaltenheit. Lange sitze ich noch auf der Bettkante und grübele ziellos in die Dämmerung einer schönen Sommernacht. Da gibt es einen knackenden Laut. Jaghaft wird die eiserne Klinke herabgedrückt. Ich warte und lausche, es klinkt wieder. Gereizt erhebe ich mich, reiße den Nagel zurück und sage, indem ich die Tür unnötig weit aufstoße: Was ist denn? Kommen Sie endlich herein! Wieder nichts. Im Flur brennt ein trübes Licht, von unten herauf klopft eine Uhr zehnmal, in dem gleichen Augenblick verlöscht das Licht, ich sitze ratlos in einer silbernen Finsternis.

Da sehe ich im Dunkeln gegen das Mondlicht einen schmalen Schatten sich an der Wand abheben, gleichzeitig spüre ich einen leisen Druck gegen meine rechte Hand. Bist du es, Alina? frage ich verwirrt und fühle eine große Müdigkeit mich durchströmen. Dennoch bewegen meine Füße sich von selbst vorwärts, über den Flur und die Treppe hinab und hinaus ins Freie.

Aus den verhängten Fenstern der Wirtin zu ebener Erde schimmert Licht, klingen gedämpfte Stimmen. Einen Augenblick bin ich versucht, bei Mutter Nidel einzutreten. Ich könnte mich nach dem Befinden der Kranken erkundigen, doch ich verwerfe diesen Gedanken über eine unverständlichen Leutung, die mich in die Nacht treibt. Der Mond scheint groß und rund, und die Berge am Horizont wachsen mit weichen Umrissen in den Himmel. Ich schlage den kürzesten Weg ein. Die Harke ist der in wenigen Minuten erreichbare Berg, eine flach getürrte Kuppe mit herrlichem Jungwald, durch den schöne und bequeme Wege führen.

Mitten im Gehen spüre ich den weichen aber festen Druck an der Hand wieder, gleichzeitig ist es, als trippelte es mit kleinen Schrittschritten neben mir, aber das muß mein Blut sein, das durch die Adern hämmert. Man wandert etwa eine Stunde um den Berg herum, ich gehe langsam, ich habe Zeit, es ist wunderbar, so allein durch die verzauberte Mondnacht zu wandeln. Allein? Immer habe ich das Gefühl, daß jemand neben mir einhergeht, etwas Kleines, Furchtsames, Gutes. Der Druck an meinem Handgelenk ist wie ein Liebeshauch.

Mitten am Wege steht ein Vogelbeerbaum. Zu diesem Baum sind wir oft mit der kleinen Alina gepilgert, es war so hübsch, sie in die mageren Händchen klatschen zu sehen, wenn sie um „rote Beerla“ bat. Es fällt mir ein, auch jetzt einen kleinen Ast mit den roten Perlen herunterzubringen und ihn dem Kinde mitzubringen, ich suche einen recht schönen aus, es knackt unter meinem Griff.

Als ich am Morgen hinabkam, empfing mich Mutter Nidel mit Tränen in den Augen. „Niemand ist heute nacht gestorben“, sagte sie weinend und führte mich an das Bett des Kindes. Und indem sie in ihren Dialekt versiel, erzählte sie: es hat gegen drei alsuviel gewettert

und geblitzt, un se hot sich asu vorm Sterba geforcht . . . un jeze liecht se wie ein Schloße . . . un denke Se, immerzu wullt se noch asugen ei dar Harke ein, rute Beerla hula, die mochen eehr asu grußa Freide . . . Und die arme Frau berichtet, wie das kranke Kind nach mir verlangt und gebettelt habe, man möge sie mit mir in den Wald gehen lassen; sie war nicht mehr richtig bei sich,



Christuskopf an einem alten Wegkreuz im Münsterland

Phot.: W. Matthes, Dortmund

### Erinnerung

Recordare, recordare —  
Altes Wort, im Buch gefunden,  
Goldner Sand verfloßener Stunden,  
Süßer Duft geliebter Haare:  
Recordare.

Recordare, recordare —  
Schönste Weise, die wir fangen,  
Weiß und Rot geküßter Wangen,  
Da ich ihren Gruß erfahre:  
Recordare.

Recordare, recordare —  
Sanfter Schoß, der mich geborgen,  
Abends wuchs aus hellem Morgen,  
Aus dem Tal der Fels der Jahre:  
Recordare.

Recordare, recordare —  
Kann den Spiegel kaum erheben,  
Haar ist weiß und Lippen heben,  
Nur die Stimme noch, die klare:  
Recordare.

Ruth Schumann.

schloß die Wirtin . . . denke Se, mitten ei der Nacht, um a zehne ein.

Mein gefrignes Erlebnis wurde in allen Einzelheiten lebendig. Ich sah näher hin und erschrak: die kleinen gelben Hände hielten einen Zweig mit roten Vogelbeeren umkrampft, denselben Zweig, den ich nachts bei meiner Wanderung gebrochen hatte. Ehe ich noch meine Frage tun konnte, erklärte die Frau, wie sie während des Gewitters hinausgegangen sei, etwas Eis zu Umschlagen aus dem Keller zu holen, da habe vor der Tür der Vogelbeerzweig gelegen, als wenn Gott selbst ihn für das Kind dort hingelegt hätte. Mit diesem Zweig sei das Kind still und lächelnd eingeschlafen, hinübergeschlummert in den Tod.

Die Dame hatte ihre Geschichte beendet und schwieg. Und auch wir schwiegen, gläubig oder nicht, erschüttert.

### Und doch

### waren wir alle Kameraden

Aus dem Tagebuch eines unbekannten Frontsoldaten.

Nach Einbruch der Dunkelheit erhält das Regiment (J. R. 94) den Befehl, noch im Laufe der Nacht den Her zu erreichen und die Uebergänge zu sperren. Auf dem Rückwege von einer Streife treffe ich mit meiner Patrouille auf die Spitzengruppe des Vorhutbataillons, der wir uns anschließen. Die Gefechtslage ist noch völlig ungelärt, und es muß damit gerechnet werden, daß die Ortschaften vor uns von Russen besetzt sind. Müde und abgepannt, jedoch stolz auf unseren Sieg, marschieren wir ins Ungewisse hinein. Schwarz dehnt sich die Nacht, kalt blinzeln ein paar Sterne am Firmament. Eine Weile noch trägt der Wind die Klageklänge der noch im Gelände verstreut liegenden verwundeten Russen herüber. Dann wird es still um uns. Lautlos, das Gewehr schuß- und stoßbereit im Arm, geht es Stunde um Stunde in die Nacht hinein. Hin und wieder treten die schwarzen Umrisse eines Waldes bis hart an die Straße heran, dann wieder gleitet die dunkle Masse zurück, und dahinter in der Ferne frist sich im Halbkreis der Feuerschein brennender Dörfer zum Nachthimmel empor.

Als und zu schreckt uns das Knallen von Gewehrschüssen irgendwoher aus dumpfem Brüten. Wir halten einen Augenblick, horchen in die Nacht hinein — dann geht es weiter. Wir kommen durch ein lichterloh brennendes Dorf. Obwohl das Feuer erst eben angelegt sein muß, ist keine Menschenseele zu entdecken. Ein paar Hühner flattern über die Straße. Wie weggeblasen sind meine vier Kampagne, plötzlich verschwunden, und ebenso plötzlich tauchen sie wieder neben mir auf. Jeder hat ein Huhn am Koppel baumeln. — Die Sache wird immer interessanter: anscheinend marschieren wir zwischen die vom Gegner besetzten Dörfer hindurch. Plötzlich ergreift Glö, mein Nebenmann, meinen Arm und deutet ins Dunkle: „Dort! Dort! Riekens mol! Wat is dat!“ Für eine Sekunde sehe ich die Umrisse eines Reiters, der hart am Straßenrand hält. Jedoch schon im nächsten Augenblick hat ihn die Finsternis verschluckt.

Der eine Strecke vor der Spitze gehende Wize kommt jetzt zurück. „Pst! Hinlegen! Im Gehöft vor uns liegen Russen, die pennen. Ein Doppelposten steht davor. Aufpassen, daß die beiden das Maul nicht aufreißen! Los! Ran!“

Totenstille ringsum. Schritt für Schritt tasten wir uns vorwärts. Ganz wach sind wir, jeder Muskel gespannt. Aus dem Schwarz tauchen die Umrisse eines Gebäudes. Zwei — drei Sekunden vergehen — da, ein Anruf, noch einer — ein erstickender Aufschrei — noch einer — dann ein dumpfer Fall — ein Gewehr klappert zu Boden. Wieder Totenstille. Wir kommen durch einen Torbogen. „Sie gehn geradeaus!“, flüstert mir der Wize zu. „Los! Schnell!“ Ich laufe mit meinen vier Mann weiter. Uns entgegen kommt jemand mit einer Laterne, Glö packt ihn — sekundenlanges Ringen, kuchen, ein dumpfer Schlag — erledigt. Weiter. Vier, fünf Reiter sausen vorüber — schwarze Schatten, die die Nacht verschluckt. Hinter uns fallen Schüsse. Dann stehen wir vor einem niedrigen Katen, drinnen wird gesprochen. Glö und ich treten ein, die andern drei postieren sich draußen. Drinnen ist es still geworden. Wir tasten die Wände ab, Glö entdeckt eine Tür und will sie öffnen. Da knallt dahinter ein Schuß und die Kugel reißt den Lehm von der gegenüber liegenden Wand. Wir schlagen gegen die Tür und, als diese nicht geöffnet wird, schießen wir hindurch. Ein Körper schlägt zu Boden, dann ein röchelndes Stöhnen. Wir stemmen uns gegen die Tür, und nach einigem kräftigen Drücken gibt sie nach. Ich knipse die Taschenlampe an. Vor uns steht ein russischer Feldwebel und hält in seinen Armen einen jungen Kameraden, dem aus einer Halswunde das Blut in dickem Strahl hervorquillt. Mit einem tieftraurigen Blick schaut der Feldwebel in das Antlitz des Verwundeten — und hält ihn noch in den Armen, als er bereits tot ist. Dann läßt er ihn behutsam zu Boden gleiten. Glö brennt eine Kerze an. Noch immer starrt der Russe in das leblose Antlitz seines Kameraden. Plötzlich richtet er sich auf, reißt ein an der Wand lehndes Gewehr an sich — ein Schuß kracht — nicht getroffen. Blühschnell holt der Russe zum Schlags aus, schon schwebt der Gewehrkolben über Glö's Kopf — da stoße ich dem Russen mein Gewehr mit aller Kraft in die Seite. Ein Schrei geht aus — der Russe schlägt vornüber zu Boden. Er würgt, spuckt, in dünnen Fäden rinnt das Blut aus Mund und Nase.

Wir legen ihn auf den Rücken; er hat die Besinnung verloren. Dann setze ich ihm ein Fläschchen Kognak, das meine Mutter mir im letzten Postpäckchen schickte, an den Mund, und nach wenigen Augenblicken schlägt er die Augen auf. Eine Hand tastet meinen Arm entlang und das leise Nicken des Kopfes sagt mehr, als Worte ausdrücken vermögen. Lange schauen wir uns in die Augen — wir sind nur noch Kameraden. Dann trete ich in die Nacht hinaus. Als ich dann zurückkomme und neben dem Russen knie, legt mir Glö die Hand auf die Schulter: „Korporal, bei is doot — doot konnt wi nicks bi daun“, und ich gestehe, daß mir ein Weh zum Herzen kriecht. — Das hatte ich nicht gewollt.

G. B.

# Westfälische Reiter im Weltkrieg

## Mit den Paderborner Husaren an der West- und Ostfront

Von Dionys Meyer

(Nachdruck verboten).

8) Die Fernpatrouille des Leutnants der Kav. Westhoff (Dortmund) hatte Ritters erreicht und die Nordbahn an zwei Stellen unterbrochen. Im Dunkel der Nacht stieg er auf britische Reiter. Nach dem ersten Kugelwechsel räumten die Briten das Feld. Im Galopp folgten die Husaren über einen Graben, verfolgten sie, bis sie im Dunkel der Nacht verschwanden. Kurz darauf erreichten die Husaren abseits vom Wege eine Farm. Hof und Reiter war nach dem scharfen Ritt eine Rast zu gönnen. Monsieur Balkenare, ein Flame, zeigte sich als Hofbesitzer als ein besonnen Mann. Während die Husaren die Farm in Verteidigungszustand versetzten und dann die Pferde versorgten, unterrichtete der Patron an Hand einer guten Karte den Führer über das Gelände. Es war eine lehrreiche Stunde. Die Husaren sahen mit einem Male die südwestländische Florde mit neuen Augen. In der Küche hantierte die Bäuerin mit ihren Mägden. Nicht nur erhielten die Husaren ein kräftiges Nachtmahl mit Eierkuchen und Blaubeeren, mit Butterbrot und gutem Tee, mit Zigaretten und Cognac, sondern sie hatten auch Gelegenheit, das gediegene Heim eines altflämischen Großbauern kennen zu lernen. Besonders die mäßige Wärme des Kamins zog die Westfalen gewaltig an. Zinkstiller und Zinkfrüge schmückten Kamin und Wände.

Unter dem Schutze des Nebels ritt die Patrouille durch einen Wald, durch mehrere Kämpfe auf einen Feldweg, der zum Kanal Lave-Lys, nördlich Robecq führte. Schon glaubte Leutnant Westhoff gewonnenes Spiel und fertigte aus diesem Grunde zwei Melbereiter an die Division ab, da prallten diese im dichten Nebel auf zwei Posten, die zur Patrouille des Oberleutnants v. Seydel gehörten.

Bald traten die Briten auf den Plan. Gewaltig bestiegen sie die Erkundung. Noch gingen die ersten Schrapnellwunden über den flämischen Wäldchen, da wuchsen die Husaren bereits, wer der Gegner war. Patrouillen wurden über den Kanal Lave-Lys vorgetrieben, die Stärke des Gegners zu erkunden.

Der britische Reiter war ihre Infanterie gefolgt. Auf Lastkraftwagen und Omnibussen wurden sie herbeigeschafft. Frauen sahen als Begleitmannschaften neben den Fahrern, und als England wußte, um was es ging. Das Land, welches stets die Frauenbewegungen unterdrückte, erhob plötzlich die Frau.

Bald hämmerten die Engländer mit allen Rohren auf der deutschen Kanalfestung herum. Die hochempfindlichen Brückengranaten, die unendlich flach herankommen und eine schreckliche Splitterwirkung haben, rissen schmerzliche Lücken. Nach kundenlangem Beschuß glichen die Reiter im Nebel die ... Kanarienvögel. Mäntel, Augenbrauen und Bärte waren gelb gefärbt.

Kurz darauf schritt die britische Infanterie zum Sturm auf die Kanälebrücken. Es war ein prächtiges Bild, wie die Schotten vorgingen. Die 5. Schwadron Husaren 8, die der Kanalbrücke am nächsten lag, zeigte ihr großes Können. Volltreffer richteten die Handpferde über zu. Zister treifen in der Luft und warfen ihre Bomben auf die Kolonnen. Die Fern, hinter der die Handpferde nun Schutz suchten, wurde in Brand geschossen. Handpferde und Verwundete mußten türmen. Auf je zwei Lanzen ein Bündel Stroh und darauf der Verwundete, so trugen die Husaren ihre Kameraden aus dem Feuerbereich. Der Kampf währte bis Sonnenuntergang, dann senkte sich die Stille auf die flämische Erde.

Die Reiterei nahm östlich des Kanals Pont de Hem eine neue Aufnahmestellung ein. Da zu befürchten stand, daß der Brite in der Nacht oder am frühen Morgen ohne Artillerievorbereitung angriff, wurde den Schützen besohlen — in Ermangelung von Seitengewehren — die Lanzen mit in die vorderste Linie zu nehmen. Wie Feuerarbeiter, den Rehen und die lange Feigabel auf dem Buckel, so zogen die Reiter ausgeschwärtet durch die Zisterien- und Rübenfelder, huddelten sich mit kleinen Jägerpaten ein und legten die Lanzen hübsch neben sich. Als tags darauf der Brite angriff und die Heeresreiterei östwärts abdrängte, flogen die Lanzen zum großen Kummer der Kommandeure im Rübenfeld liegen.

Während die Kavallerieführer nun vorn lagen, — die Handpferde sich in Dedung in Laventie befanden, schwenkten die Wachmeister den Köchöffel, um den Schützen ein warmes Abendessen zu bereiten, das aber erst im Morgengrauen den Weg in die vorderste Linie fand, — wurden um Mitternacht starke Reiterpatrouillen vor die eigene Schützenkette bis an den Kanal vorgetrieben.

Tenstets des Kanals, in Vektrem, nächtigte der Gegner. Oberlt. Singer wachte an der Lys und blickte nach Merville. Wachmeister Krause kauerte mit einigen Husaren vor der Kanalbrücke. Sie war besetzt. Südlich davon verstopften Röhre die Wasserstraße. Zwei Husaren, Fischer und Pieduhn balancierten hinüber und spähten über das überhöhte Ufer. Die Nacht war kalt. Steifer Westwind blies vom Dorfe Vektrem her, und wenn man unter den großen Erlen am Wasser lag, konnte man das Krähen der Hähne, das Bellen der Hofhunde und das Rauschen der Wagen hören. Die beiden Husaren hielten das Ohr dicht am Boden. Sie hörten das Stampfen von Tieren, glaubten es seien englische Reiter und sahen statt dessen weidende Kühe. Stets blieb das sanfte Geräusch der weidenden Rinder in ihrer Nähe. Dann kam ein Mann des Weges mit einem Jungen an der Hand, die Kühe über die Kanalbrücke zu treiben. Es mißlang. Die Briten ließen es nicht zu. Schimpfend zog der Bauer von dannen. Sein Junge sah zur Fern hinüber, wo die Husaren standen.

Zwei Husaren nahmen die Verbindung von Posten zu Posten, von Feldwache zu Feldwache auf.

Die Handpferde der Feldwache Krause standen an der Fern, in deren Garten in den Abendstunden die 5. Schwadron ihre Toten beerdigte. Zum Schutze gegen die Westwinde ließ Krause eine Mauer aus Strohbindeln aufbauen. Dahinter legten sich die müden Husaren neben ihre Pferde. Ermüdet, wie die Reiter nun einmal waren, übernahm nun Wachmeister Krause und sein Unter-



Ein Bild von der Beschießung Antwerpens

Fast frei im offenen Felde, ungeschützt gegen Fliegerricht, standen die Geschütze beinahe wie im Manöver da und gaben ihre Salven auf die feindlichen Festungswerke ab

offizier die Sicherung der Feldwache. Bei den Handpferden wachte der Reiterführer Schröder und der lange Altkumler.

Langsam zog die Dämmerung herauf. „Weden“, befohl Krause. Die beiden Husaren kamen just von der Feldwache des Oberlt. v. Seydel, als es vorn am Kanal lebendig wurde. Die Briten marschierten über die Kanalbrücke. „Feuer“, schrie Krause. Die Radfahrer flogen über ihre Köder. „Da habt ihr euer Fett weg“, sagte ein alter Reiterführer. Ruhe trat ein. „Pferde fertig machen und Schützen nach vorn“, kommandierte Krause.

Der Tag graute. Die Nebel lösten sich. „Scharf aufpassen“, befohl Krause, „gleich erleben wir was“. Binnen weniger Minuten wimmelte der Kanal von Engländern. Gleichzeitig wurde beiderseits der Kanalbrücke das Feuer auf die deutschen Feldwachen eröffnet. Da türmten die Briten über den Kanal. „An die Pferde, aufsitzen.“ Einzelnen sprangen die Husaren von Furchen zu Furchen, durch den Garten in den Hof und hinter die Scheune. Zwei Mann deden den Rückzug der Patrouille, alles andere Galopp marsch, hinter die Strohdienste.

„Dümel, da ist ja noch ein leeres Pferd.“ „Wem gehört die Gertrud“, fragte Krause. „Fischer hat sie geritten.“ „Wo ist Fischer?“ „Er lag bei den Handpferden.“ „Wallrabe und Bohlender, sehen Sie nach, wo der Kerl steht, ich warte hier, aber dalli, dalli.“

Die beiden Husaren galoppierten zur Fern zurück, rissen die Strohbündel auseinander, riefen: „Anton ... Antoon ... Antoon ...“ Nichts rührte sich. Im Garten sahen sie die Gräber der Kameraden von der 5. Schwadron, sahen einen feldgrauen Mantel zwischen den Strohbündeln. Sollte etwa Anton hier ...? Die beiden Husaren vermaßen den Gedanken nicht zu Ende zu denken, da kratzte es auch schon hinter ihnen, und die Husaren verließen fluchtartig die Fern.

„Verdammt Schweinerei, der Teufel hol den Kerl“, sagte Krause.

Die Vorhut der Engländer hielt an der Fern. Ihr Führer blickte in den Blumengarten, wo die Pelzmützen auf den Gräbern der Husaren lagen.

Wachmeister Krause beobachtete den Vormarsch der Briten von der Strohdienste aus. Meldung war bereits an die Division ergangen. Nach einer Weile, während Krause mit dem Glase die Kanalbrücken und den Kreuzungspunkt der Straße absuchte, kamen vier Radfahrer ... wohl die Verbindungsleute — füllten ihre Köder an den Jaun und gingen in den Blumengarten. Die auf den Gräbern liegenden Pelzmützen erregten ihre Aufmerksamkeit. Souvenir — Andenken — für Old England. Lange betrachteten sie die Pelzmützen. Da wurde es mit einem Male unter ihren Füßen lebendig und gleich darauf erhob sich zwischen den Gräbern ... ein Husar. Auf dem Kopfe ein Bündel Stroh ... und in der Hand den Karabiner. Der Schreid auf beiden Seiten war wohl gleich groß. Um grühten aber wohl bei den Engländern, denn sie warfen die Pelzmützen von sich, machten einen Sprung über zwei Gräber hinweg und über den Jaun, sprangen auf ihre Köder und riefen von dannen, als sei der Teufel hinter ihnen her.

Der Husar begann sich erst eine Weile und blickte den Davonjagenden nach. Dann trug er das Bündel Stroh in den Hof, legte die Pelzmützen wieder auf die Gräber und langsam schien auch ihm seine Lage bewußt zu wer-

den. Er blickte auf die Kreuze und las die Namen von bekannten Kameraden, las den Namen des Einjährigen von der 5. Schwadron, mit dem er tags zuvor einer Flasche Rotwein den Hals gebrochen. Je länger er die Gräber und Kreuze betrachtete desto friedvoller wurde es in ihm, und als gar das Bewußtsein in ihm heraufdämmerte, eine Nacht zwischen den toten Kameraden verbracht zu haben, hatte der Tod für ihn seine Schrecken verloren. Sinnenden Schrittes machte er sich von dannen ...

Anton Fischer hatte auf Umwegen die Schwadron wieder gefunden. Das nächtliche Erlebnis zwischen den Gräbern der Kameraden bewegte noch lange sein Gemüt und erfüllte seine Seele mit einem seltsamen Frieden.

Als Wachmeister Krause den Reiterführer Fischer vor sich sah, verlagte ihm vor Staunen die Sprache den Dienst.

### Die deutsche Heeresreiterei an der Lys

(17. 10. bis 30. 10. 1914.)

Die Angriffe der Briten und Franzosen in die flämische Westfront und das Ausblenden englischer Streitkräfte in Calais erforderten Mitte Oktober die Verlagerung des deutschen Flügels zum Meere hin. Kronprinz Rupprecht rief zu diesem Zwecke die im Raume la Bassée-Estaires frei gemordene Heeresreiterei und wies sie an, die Durchbrechung der deutschen Front in Richtung Lille zu verhindern und gleichzeitig aufklärend auf Upem vorzustoßen.

Drei deutsche Reiterkorps, von zusammen 8 Kav.-Div., vereinigt unter dem Kommando des Generals der Kavallerie v. d. Marwitz, traten in der Nacht vom 17./18. X. den Vormarsch durch Lille an die Fern an.

Wie immer war Eile geboten. Alles wirtschaftliche Zentralstellen und die strategische Bedeutung des Dreiecks Ostende-Lille-Calais hob die Befehlshaber Fländerns umso mehr hervor, als auch die Briten die Befehlshaber der Stadt Lille mit in ihre Rechnung setzten.

Die 9. K. D., für einige Tage aus der Front herausgezogen, verbrachte ihren Urlaub in Faches bei Lille. Ein geruhiger Sonntag mit Gottesdienst, Regelspiel und Ausflügen ins benachbarte Lille, ließ dem ersten Kriegsrufsonntag eine besondere Bedeutung.

In den Abendstunden stellten die Regimenter auf. Der Ritt führte die Division um Mitternacht durch das von Sachsen eroberte Lille. Durch enge Vorstadtstraßen auf breite Boulevards mit vielen Denkmälern und den noch sichtbaren Spuren eines mörderischen Kampfes, vorbei an zerstörten Forts, wurde der Kanal nördlich der Stadt überschritten.

Überall längs des Flusses eilten abgefeuerte Reiter nach Norden. Wieder einmal hieß es, Abschied von den Pferden nehmen ...

Um die 7. Morgenstunde standen die Reiter an den Ufern der Lys, wo Kompanien des 8. K. der Aufklärung harrten. Auf französischem Boden stehend, zeigten die Karabinermündungen in die flämische Ebene, auf Messines und Upem.

Die Pferde blieben auf freiem Felde. Rege Fliegertätigkeit ließ es der höheren Führung für geboten er-

scheinen, die Schwadronen unter Dach und Fach zu bringen. Vier Pferde an der Hand, vier Lanzen und den Karabiner auf dem Buckel, ging die stundenlange Reise nach St. Marguerite.

Der Angriff auf Warneton wurde auf Dienstag, den 20. X. befohlen.

In den Abendstunden des Montag, während die Reiterei an den Ufern der Lys wachte, machte sich in den Mägen der Husaren eine beängstigende Leere bemerkbar. Viele Reitersmänner glaubten, mit Schlaf den toten Punkt überwinden zu können. Ein paar alte Haubegen aber hatten die gegenüber liegende Fern längst für einen Kaffeebesuch ausersahen. Sie wußten aus Erfahrung, daß die Reiterei St. britischen Majestät stets über reichliche Verpflegung und allerlei Lederbissen verfügte. In der Dämmerung wurde in einem Badtröge die Reise nach Belgien angetreten. Unter allerlei Beschwerden war Anton Fischer, alias Störbeeder, vom Ufer geküßt. Mit Hilfe einer Stange hielt er seinen Revolver in der Hand. Mittels einer Wäscheleine wurde die Urche an das französische Ufer zurückgezogen und der Unteroffizier bestieg das schwankende Fahrzeug. Im Verlaufe einer Stunde war die Patrouille nach Wittingerart gelangt.

Westwind trug den Harrenden allerlei Dufte entgegen und nach langem Warten kam Familie Störbeeder von ihrer Wittingerfahrt an das Ufer zurück. Ein Sad Brot, Corned-beef, ein Rord Wein und in einer kleinen Kinderbadwanne eine dampfende, gelbliche Masse: Rühr-eier.

Artillerie nahm Warneton unter Feuer. Die Reiter setzten in Röhren und auf Laufstegen über die Lys. Anjänglich behinderten die Sumpfwiesen ein flottes Vorgehen, bald aber sahen die Reiter den türmenden Briten aus den Häusern fliehen ... nun gab es kein Halten mehr.

Zwischen hatten die Schützen der 9. K. D. die Lys auf der Steinbrücke überschritten und waren in Warneton eingedrungen. Allzu deutlich zeichneten sich die Merkmale des Artilleriekampfes an den Häusern nördlich der Brücke. Warneton brannte.

„Division greift an: Marschrichtung Messines über Fern Steigemaß! Rechter Flügel ... linker Flügel ... Anjählich rechts Bayr.-Kav.-Div. Anjählich links, Garde-Kav.-Div. Bayerische Rejerve-Jäger zugewiese zwischen den einzelnen Brigaden. Bitte, meine Herren ...

Graf v. Schmettow sah seine Reiter im Eisenbahneinschnitt verschwinden und dann über die Dämme Richtung Steigemaß hervordringen.

Ein Zug 8. Husaren — aus Erfahrung gewöhnt — schneelte als Auffüllungs-patrouille breitgefächert aus einer Villa hervor, wo sie sich für die Reise stärkte, rannte an Graf v. Schmettow vorbei, überrannte den kleinen Brigadeführer Oberst Seyffert (der kurz darauf verunmündet wurde), hefte durch Obstgärten, Gemüse, Kohl, Rüben- und Zichorienfeldern, immer den hohen Kirchturm von Messines vor Augen.

Die Schützen des Regiments folgten.

Bayerische Jäger mit einem satirischen Schneid klirrten und rannten mit den Husaren um die Wette. Ein bäriger Feldwebel, den Degen in der erhobenen Faust, rief Husaren und Jäger mit sich fort.

„Stat ... stat ...“, meine Herren, stat ... stat ... Neueme ... jägermäßig vorgehen. Auch, dahinten. Halt! Bei Nasen in'n Dreck. Achtung, Husaren ... Sprung ... auf ma ... maaaaaarf ...

Es gab kein Halten mehr. Die Husaren waren dem Führer entglitten und nach vorne durchgebrannt.

Inzwischen nahm der Brite das wellige Gelände und die Billenreihe von Warneton unter Feuer. Graf Fleckenberg's MG's mederten vom hohen Balton und feuerten in die La Croix Fern. Warneton ähnte unter den englischen Brückengranaten. Verluste unter den Reitern der zweiten Welle fielen sich ein.

Die vorderste Linie der Husaren hatte einen erhöhten, schützenden Graben erreicht und wartete auf das Mitgehen des schwindenden rechten Flügels. Rotwein aus dem Ruckfack, Zigaretten aus der Tasche ... Besperpause im Getriebe des Schlachtfeldes. Der Jäger-Feldwebel befehlerte:

„Ich trug auf allen Kriegesjahren, Die Pfeile wie ein Heiligtum. Wir mochten weichen oder liegen, Im Stiefelschaft mit mir herum.“

Ein Musterbeispiel reitender Disziplin, die selbst einen bärbeißigen Major vom Rejve-Infanterieregiment begeistern mußte — die in zwei Wellen vorgehenden Schützen der Heeresreiterei, in einer Breite von 20 Kilometern, den Karabiner unter dem Arm und original jägermäßig das Gelände durchschreitend. Dazwischen kommandierte der brave Jäger-Feldwebel mit seiner bajawarischen Donnerstimme: „Spruuuuung auf — ma ... maaaaarf. Richtung g'haken, Bueme und mit wieder durchgebrannt. Schö' beand gekliewe, sonst holt Euch das Himmitürkenelement.“

Zwischen zwei erschossenen Frauen und einem verwundeten kleinen Mädchen, waren die Husaren und Jäger gelandet. „Armes Häsel ...!“ begütigend strich des Feldwebels Hand über die blutigen Locken des Kindes. „Häsel, Du bist mir für das Kind verantwortlich.“ „So ich recht, Herr Feldwebel, ich bring' das Häsel gleich eini nach Warneton.“

Fern Steigemaß war genommen. Brot, Corned-beef und Tabak in Säcken waren erbeutet. Nun lagen die Schützen vor Messines. „Eini buddeln.“ kommandierte der Feldwebel. Pioniere unterstützten die Reiter in der Anlage eines Schützengrabens. Diese waren nicht minder stolz auf ihre Schanzerei. Ihre kleinen Suppentöpfe leisteten gute Arbeit.

Starkes Gewehrfeuer aus Messines suchte die Buddelei der Reiter zu töten. Unaufhörlich heulten die Brückengranaten in die Gärten der Fern Steigemaß. Von Upem her drang heftiger Kanonendonner. Die Deutschen flüchteten Langemard.

(Fortsetzung folgt.)



Das Dorf Langemard, gegen das die Kriegsfreiwilligen mit dem Deutschland-Lied auf den Lippen stürmten

# Afrikanische Abenteuer

VON MAJOR TUDOR TREVOR

Nachdruck auch mit Quellenangabe verboten Copyright by Centrop

## Herr von Spandau taucht auf.

In diesem Distrikt lebte seit Jahren ein lieber alter Herr, von Spandau mit Namen. Er war weit über sechzig und geistig nicht mehr ganz das, was er einst gewesen, aber immer noch rüstig genug, um seine Arbeit zu tun. Es ging das Gerücht — und ich glaube, es war richtig — daß er preußischer Artillerieoffizier gewesen, aber wegen eines Duells hatte quittieren müssen und ausgewandert war. Er war als Feldmesser in Süd-Afrika angestellt, war dann irgendwie im unterenveldt gelandet und verrichtete allerhand Arbeiten für die Goldgräber, wofür er in neun von zehn Fällen nur wertlose „Altien“ als Bezahlung erhielt. Von Spandau war ein durch und durch anständiger und faulbarer Charakter, ganz und gar ein Gentleman, aber sein „Camp“ war genau so ärmlich, wie die seiner Nachbarn, und er hatte einen ungeheuer dicken Landsmann bei sich, einen Herrn Palm, der gar nicht sympatisch war. Der arbeitete gar nichts, sondern schmarrte bei Herrn von Spandau. Dieser behandelte ihn jedoch mit übertriebenem Respekt. Mrs. Bavaour war keine sechs Monate im Lande, als sie schon die Herzen von Herrn Spandau und Herrn Palm erobert hatte. Ich glaube, sie flüchte ihnen womöglich die Kleider. Jedenfalls schickte sie ihnen Kokosbäume und andere Lederbissen, und wenn die beiden zu ihr zum Tee kamen, gab es eine Mahlzeit, die man nicht so leicht vergaß. Spandau hatte irgendwas, das nach Wohlthätigkeit aussah, weit von sich gewiesen, aber kleine Gefälligkeiten von Gleichgestellten nahm er gern und dankbar an, und schließlich ist ja auch eine gute Mahlzeit eine Gefälligkeit. An einem Sonntag vormittag, etwa sechs Monate vor Ausbruch des Weltkrieges — sah Mrs. Bavaour, die eben in ihrem Garten war, ein seltsames Paar den Hügel emporsteigen. Auf dem Wege ging eine mächtige, fette, häßliche Gestalt in einem alten Frack und Zylinder, die ihm beide zu klein waren. Mit Mühe erkannte sie Herrn Palm. Neben ihm, aber nicht auf dem Wege, ging der alte Herr von Spandau in ähnllich lächerlichem Aufzuge. Sie rief ihren Mann und ging mit ihm den beiden entgegen, begierig, zu erfahren, welche Form ihre Karreitei angenommen habe.

## Herr von Spandau huldigt dem Fürsten Salm-Salm

Beim Tore angekommen zog Spandau den Hut und erklärte mit einer tiefen Verbeugung: „Mrs. Bavaour, Sie kennen meinen Freund, Herrn Palm. Gestatten Sie mir, Ihnen den Fürsten von Salm-Salm vorzustellen.“

Palm verbeugte sich. Das Ehepaar verbeugte sich. Mrs. Bavaour sah ihren Mann an. „Seien wir keine Spielverberber!“ sagten ihre Augen, und er stimmte mit einem Nicken zu. Sie führten den Prinzen ins Haus, schoben ihm ehrerbietig den besten Stuhl hin, brachten Wein und Gläser und warteten, wie die Dinge sich entwickeln würden. Der Fürst sagte nichts, nahm aber ein Glas und schüttelte von Zeit zu Zeit seinen Gastgebern herzlich die Hand. Von Spandau lehnte mehrfach zum Sprechen an, brachte aber lange kein Wort heraus. Endlich, nach gut fünf Minuten, begann er:

„Mrs. Bavaour, Sie sind mir und Herrn Palm ein guter Engel gewesen. Ich sage das in Gegenwart Ihres Gatten. Und Sie sollen belohnt werden. Ich kenne meinen Freund Palm seit längerer Zeit. Er war ein jüngerer Sohn eines hohen Adelsgeschlechtes in unserem Vaterland. Er war arm; er hatte keine Aussicht auf das Majorat. Aber Wunder sind geschehen. Er ist der Fürst von Salm-Salm.“

Spandau war mehr als begeistert. Er war beinahe verflört. Mehr als eine Stunde lang hielt er eine Lobrede über die Herrlichkeit des Hauses Salm-Salm und über alles, was ihnen von dort aus zukommen sollte.

Der Fürst sprach wenig, lächelte nur und murmelte von Zeit zu Zeit: „Ja, ja.“

Endlich kamen andere Leute über den Fußpfad herauf. Spandau hielt sofort inne und sagte: „Bitte kein Wort zu den anderen, meine Freunde! Wir sind noch nicht ganz bereit!“ Dann zog er mit seinem Freunde ab, wie er gekommen.

Die anderen Gäste blieben nicht lange. Raun waren sie fort, sahen sich die Bavaours an und tiefen zum Fenster. Da sahen sie die beiden Alten langsam in der Ferne verschwinden. Bavaour brüllte vor Lachen.

„Armer alter Kerl“, sagte er, „er ist jetzt ganz senil geworden.“

„Aber es ist etwas daran!“, rief Mrs. Bavaour, „ich bin überzeugt davon.“

Bavaour wollte es nicht wahrhaben, aber seine Frau beharrte auf ihrer Meinung. Endlich sagte er:

„Also gut, nehmen wir einmal unsere sieben Sinne zusammen und überlegen wir, was er eigentlich gesagt hat!“ Sie hörten auf zu scherzen und brachten nach einigem Nachdenken folgendes heraus. Der Fürst Salm-Salm war ein sehr hoher Herr, der Chef eines uralten Adelsgeschlechtes. Er war der Besitzer ausgedehnter Ländereien und ungeheuer reich. Herr Palm war ein jüngerer Sproß des Hauses Salm-Salm, der als junger Mensch über die Stränge geschlagen hatte und mit einer kleinen Rente nach Afrika geschickt worden war. Bei diesem sehr kärglichen Einkommen war er allmählich in seine jetzige traurige Lage geraten; daß er getrunken, wurde nicht erwähnt. Die Familie hatte nichts mehr mit ihm zu tun haben wollen, außer daß sie ihm die Rente überwies. Aber nun kam das Wunder. Von den Erben war einer nach dem anderen gestorben. Nun war auch der Fürst gestorben. Man hatte an Herrn Palm geschrieben. Er hatte dem Konful in Johannesburg geantwortet und um Reisegeld gebeten, damit er seine Identität nachweisen könne. Sobald dieses geordnet sei, würden er und Herr von Spandau sich auf den Salmischen Gütern niederlassen

und die Bavaours, ihre Freunde, ihre Retter, sollten mitgehen und für den Rest ihres Lebens die Ehrengäste des Fürsten sein.

Aber die Geschichte war reich verbrämt mit Schilberungen von der Pracht des Schlosses, den Jagdgesellschaften und Festlichkeiten, die der Fürst zu geben beabsichtigte. Mrs. Bavaour glaubte fest an die Wahrheit der Geschichte. Ihr Mann erklärte, erst einmal darüber schlafen zu müssen. Er tat es auch — aber Mrs. Bavaour konnte nicht schlafen. Am nächsten Morgen sagte ihr Mann, er glaube nicht, daß es einen Fürsten Salm-Salm gebe. Er hatte niemals von ihm gehört. Der Name gehöre wie die ganze Geschichte ins Reich der Operette.

„Schau, Charlie“, meinte seine Frau, „du kannst dich als Regierungsbeamter betätigen. Wenn du hier einen verschollenen Fürsten entdeckst, wirst du damit Ehre einlegen. Kannst du dich nicht telegraphisch erkundigen, ob es einen solchen Fürsten gibt?“

Bavaour überlegte und sandte bei Gelegenheit unter irgendeinem Vorwand ein offizielles Telegramm mit der Anfrage ab, ob es einen Fürsten Salm-Salm gebe. Er erhielt von seiner vorgelegten Behörde eine Antwort, die ihn wütend machte. Sie lautete: „Fürst Salm-Salm unbekannt. Klingt stark nach Ente.“ In übler Laune kam

nach Deutschland telegraphiert. Sobald eine Antwort kam, sollten sie alle zusammen nach Europa fahren. Der Konful war erfreut, daß Mr. und Mrs. Bavaour mit den beiden Herren befreundet wären und werde sie abholen. Spandau wurde inzwischen zurückkommen, um seine Schulden bei den Lieferanten zu begleichen und seine eingeborenen Diener zu entlohnen, während Palm nach Klerksdorp ging, um seine dortigen alten Schulden zu bezahlen und einige als Pfänder zurückgelassene Besitztümer auszulösen.

Das war nun die Gewissheit. Selbst der ungläubige Thomas, wie Mrs. Bavaour ihren Gatten nannte, konnte es nicht leugnen. Er kam sofort in Pretoria um einen sechsmonatigen Urlaub ein, der ihm ohnehin gebührte, und unterstützte sein Geschick, indem er dringende private Angelegenheiten anführte.

Nach ein oder zwei Tagen erschien Spandau, gut, wenn auch ein klein wenig exzentrisch gekleidet, und mit elegantem Gepäck. Er brachte den Bavaours reizende kleine Geschenke mit, zahlte seine Schulden und entließ seine alten, eingeborenen Diener reich beschenkt. Am nächsten Morgen wartete er reisefertig auf die Postkutsche, als er ein Telegramm erhielt. Er kam damit zu Mr. Bavaour.

## Bahnfahrt

Die Landschaft läuft als buntes Band  
Vorbei mit Bergen, Fluß und Au;  
Ein Auto rast, Staub wölkt ins Land  
Am Feldpfad lächelt eine Frau.

Ein Reiher watet im Geschwämm,  
Am Forsthaus schlüpft ein Spatzenschwamm,  
Ein Reh erschrickt am Hochgestämm,  
Weiß wimmelt eine Hühnerfarm.

Und immer rast der Räder Tanz  
Vorwärts, als riß ihn ein Magnet  
Und immer fern im Sonnenglanz  
Der Himmel auf den Gleisen steht.

Peter Bauer

er nach Hause und zeigte seiner Frau das Telegramm. Sie sagte nichts, aber als er wieder ins Amt gegangen war, eilte sie zur Post und gab folgende Depesche an eine Freundin in Kapstadt auf.

## Der Gothasche Almanach in Afrika.

„Schau in Gotha nach, ob es einen Fürsten Salm-Salm gibt, und drähle Näheres! Frage nicht beim Konfulat nach! Rückantwort bezahle!“

Zwei Tage später kam die Antwort: „Sehr großes Tier in Deutschland. Kolossal reich. Nach Zeitungs-meldungen kürzlich gestorben.“ Als Bavaour an diesem Tage heimkam, tanzte seine Frau eine Zeitlang mit dem Telegramm um ihn herum, ehe sie es ihm zu lesen gab. Dann aber schnappte er förmlich nach Luft. Da kamen gerade der Fürst und Herr von Spandau den Fußpfad herauf, wieder feierlich angetan. Bavaour verpackte das Telegramm und ging ihnen mit seiner Frau entgegen.

„Liebe Freunde“, begann Spandau, „wir haben einen Brief vom Konful bekommen. Er hat einen Scheck über fünfzig Pfund als Reisegeld für Mr. Palm geschickt. Wenn Sie die Güte haben wollen, Mrs. Bavaour, den Scheck zu honorieren, werden der Fürst und ich morgen im Wagen nach Pietersburg fahren.“

Bavaour war in Verlegenheit. Er wagte nicht, die Summe der Amisasse zu entnehmen, und eigenes Geld hatte er nicht zur Hand. Aber seine Frau kam ihm zu Hilfe. Sie hatte genügend Geld im Hause, um den Betrag für die Fahrt nach Pietersburg vorzustrecken. Ihr Gatte sollte Herrn Palm — sie konnte sich noch nicht dazu entschließen, ihn „Fürst“ zu titulieren — einen Empfehlungsbrief an die Bank in Pietersburg mitgeben, wo er dann Geld beheben und die Reise antreten könne. Spandau und der Fürst küßten Mrs. Bavaour die Hand und empfahlen sich.

## Fürst Salm-Salm wechselt seinen Scheck.

Um fünf Uhr am nächsten Morgen fuhr der Wagen im frühen, grauen Morgenlicht vorüber, und die Bavaours sahen den Fürsten und seinen Begleiter davonfahren. Das Ehepaar konnte noch immer nicht glauben, daß diese ganze Sache mehr als ein Traum sei. In den nächsten Tagen wagte selbst Mrs. Bavaour nicht davon zu sprechen. Am fünften Tage aber kam ein Brief. Er enthielt eine Anweisung zur Rückzahlung des geliehenen Geldes und einen langen Brief von Spandau. Mit Mühe entzifferten die beiden die greisenhafte zitterige Schrift. Alles war gut gegangen. Palm hatte ohne Schwierigkeiten seine Identität nachweisen können, und das Konfulat hatte ihn als rechtmäßigen Erben anerkannt und demgemäß

## Etwas Schreckliches geschieht.

Etwas Schreckliches war geschehen. Der Konful hat ihn, sofort zu kommen, teilte ihm aber nichts Näheres mit. Die Bavaours geleiteten ihn sehr besorgt zum Wagen. Sie warteten vier Tage lang, dann kam einer der ortsansässigen Kaufleute von Pietersburg.

„Nebst“, sagte er beiläufig, „möchte ich doch gerne wissen, ob es unser alter Freund Palm war, der in Klerksdorp gestorben ist. Es sieht ihm ähnlich, nicht wahr?“

Damit zog er eine Zeitung aus der Tasche und zeigte ihnen eine Stelle. „Klerksdorp, Mittwoch. Bei Hartbeekfontein fand man heute morgen am Straßenrande die Leiche eines gut gekleideten älteren Europäers. Sie lag unter einem ausgepumpten Wagen und war von Bier- und Whistgläsern umgeben, die bis auf einen kleinen Rest geleert waren. Man glaubt, das er am Abend ausgepumpt habe, um später wieder einzulippen, daß ihm aber die Zugtiere durchgegangen seien. Ein heftiger Sturm, der in der Nacht wütete, dürfte seinen Tod herbeigeführt haben.“

Später eingegangene Nachrichten sagten, der Tote sei als ein Deutscher namens Palm agnosziert worden, der vor Jahren im hiesigen Distrikt gelebt und ihn kürzlich wieder aufgesucht hat.

Es war nichts darüber zu sagen, und die Bavaours sagten auch nichts. Der Kaufmann fühlte, daß etwas nicht in Ordnung sei und empfahl sich bald. Das Ehepaar verabschiedete einige Zeit schweigend. Dann rief Bavaour: „Na, das Geld haben wir ja zurückbekommen, aber was ist mit unserem Urlaub? Ich muß ihn sofort rückgängig machen lassen.“

„Ach, das bekümmert mich nicht“, sagte seine Frau, „aber denk an den armen Herrn von Spandau! Das wird sein Tod sein.“

## Herr von Spandau stirbt an seinem Traum.

Spandau kam als gebrochener Mann zurück. Obwohl Mrs. Bavaour alles für ihn tat, was sie konnte, und er immer zu essen hatte, verlor er alles Interesse am Leben, und eines Tages kam einer seiner Diener und meldete, daß er seinen Herrn am Morgen tot im Bette gefunden habe.

Einige Monate später brach der Weltkrieg aus, und alle feindlichen Ausländer in Süd-Afrika wurden interniert. Unter ihnen befand sich auch der Erbprinz von Salm-Salm, der in seiner Nacht nach Durban gekommen war, — gerade an dem Tage, an dem die Feindseligkeiten begannen. Ich glaube, er wurde später nach England gebracht.

Die Bavaours fragten sich oft, was ihn nach Süd-Afrika geführt haben mochte. Wollte er Nachforschungen anstellen, nach Mr. Palm?

Sie haben es nie erfahren.

IX.

„Schießen Sie, und wenn Sie der Teufel holt — nur treffen Sie gut und verlieren Sie nicht Ihre Depeschen!“ General Smuts war es, der diesen Befehl herausstellte; ich war um Instruktionen in das Büro gekommen, das das Hauptquartier des Sekretärs für Verteidigung bildete. „Hallo, Trevor“, sagte er, „was wollen Sie?“ Und als ich es ihm gesagt hatte, war seine Antwort „Schießen Sie!“ „Ist das ein Befehl, Herr General?“, fragte ich, denn ich fühlte, daß die Verantwortung für meine Schultern zu schwer sei. „Ja“, rief er hervor, „es ist ein Befehl, und Sie können ihn auch schriftlich haben.“ Ich grüßte und ging. Für einen solchen Mann läßt sich arbeiten.

Das trug sich im Jahre 1913 zu. Ich hatte bei der Niederwerfung einiger Bergwerksstreiks Erfolg, und deshalb gab man mir wieder einen solchen Auftrag. Diesmal stand es fest, daß die Bergarbeiter gewalttätige Ansichten hatten und daß sie mit Explosivstoffen arbeiten wollten. Die Arbeiterführer machten geheimnisvolle Andeutungen von Korporalen mit je drei Mann, die schreckliche Dinge ausführen sollten. Bei der Regierung herrschte große Aufregung, und General Smuts wartete nicht, bis die Schilfröte den Kopf hervorstreckte, sondern geschmettert ihren Panzer mit dem Hammer des Kriegsgesetzes, zog seine Truppen am Vorabend des Tages zusammen, an dem der Aufstand ausbrechen sollte. Meine erste Aufgabe war, ein Duzend oder mehr Freunde zu sammeln, die auf Motorrädern die Depeschen der Regierung befördern sollten, da man sich auf die Post nicht verlassen konnte. Meine Leute waren bewaffnet, aber bei erster Gelegenheit wurde einer von ihnen vom Mob mißhandelt; es gelang ihm aber, seine Depeschen zu retten, indem er sie einem Kameraden übergab. Meine Leute fragten mich, ob sie unter diesen Umständen schießen dürften, und deshalb ging ich ins Hauptquartier, um mir die Instruktionen vom Sekretär zu erbitten.

„Ja, sehen Sie, Trevor“, stotterte er hervor. „Das kommt ganz auf die Umstände an. Wir können Ihnen keine Instruktionen geben, weil wir nicht wissen, welchen Standpunkt die Herren vom Gericht einnehmen würden. Wir dürfen da nichts riskieren.“ In diesem Augenblick kam General Smuts herein und durchschritt den gordischen Knoten, der uns noch wie ein langes Geflecht hätte.

Am selben Tage schickte Smuts nach mir. Ich sollte nach Witbants gehen und dafür sorgen, daß das Streikkomitee und die Streikenden die Zeit mit Debatten hingen, bis die Truppen angekommen wären. Ich hatte so etwas schon einmal gemacht.

„Die Truppen können nicht vor zwei Uhr morgens dort sein, also müssen Sie so lange verhandeln“, sagte General Smuts.

## General Smuts diplomatisch.

„Aber Herr General, darf ich den Leuten irgendwelche Versprechungen machen?“ fragte ich.

„Das können Sie halten, wie Sie wollen“, war die bündige Antwort.

„Aber werden Sie meine Versprechungen anerkennen?“

„Nicht eine einzige. Ich werde Ihnen nichts versprechen. Sie können tun und lassen, was Sie wollen.“

Damit war ich entlassen. Aber ich wußte wieder, woran ich mit ihm war. Ich kam um zwei Uhr nach Witbants zum Streikkomitee. Für vier Uhr war eine Massenversammlung angesetzt, und die Polizei riet mir, ihr fernzubleiben, da die Leute gefährlich werden könnten. Das Streikkomitee bestand aus drei roten Internationalen und aus ungefähr sechs fülligen Bergleuten. Es gelang mir, sie hinzuhalten, bis die Zeit für die Volksversammlung gekommen war. Die Internationalen erklärten, ich müsse diese auf mein eigenes Risiko besuchen, aber die Bergleute, von denen die meisten mich kannten, verbürgten sich für meine Sicherheit, soweit sie und ihre Leute in Betracht kämen. Von vier bis acht Uhr hielt ich diese Versammlung im Gange. Ich brauchte gar nicht selbst zu reden. Wenn die Debatte abflaute, wies ich nur auf einen Redner hin, der vor einer halben Stunde gesprochen hatte, und sofort begann er die ganze Geschichte von vorne zu erzählen. Um acht Uhr schalteten wir eine einstündige Pause ein, um uns zu stärken. Als ich wieder in die Versammlung kam, hatte ich es etwas schwerer mit den Führern, dafür aber leichter mit der Masse, die ziemlich viel getrunken hatte. Sie verschwanden Stunden mit zusammenhanglosen Reden und mit vergeblichen Versuchen, mich hinauszuschleppen. Endlich am Mitternacht, als die Lage schon recht gespannt war, trugte mein schwarzer Chauffeur am Fenster; dies war das verabschiedete Zeichen. Ich bat den Vorstehenden, mich für einen Augenblick zurückziehen zu dürfen, und schoß förmlich in mein Auto, um sofort mit größter Geschwindigkeit loszufahren. Inzwischen waren die Maschinenräume sowie der ganze Komplex und alle strategischen Punkte bereits von den Truppen besetzt. Ich erhielt nachher Duzende von telefonischen und brieflichen Nachforschungen, aber als alles vorüber war und ich meine Arbeit als Bergwerksinspektor wieder aufgenommen hatte, geschah nichts, als daß die Leute selbst über den Streik, den ich ihnen gepredigt hatte, lachten.

(Fortsetzung folgt.)

# Das Lächeln auf der Straße

Von H. Zierer · Steinmüller

Die lange Front der Häuser rechts und links der Straße mit den morgenschlechten Trambahnschienen verläuft auf einen Punkt hin. Die unentrinnbare Atmosphäre der Leben in den Häusern und Winkeln brütet über den Dächern, niedergehalten von der regenfeuchten Luft. Ausgeruhte und dennoch müde Menschen gehen zum beginnenden Tagewerk zu den Arbeitsräumen und Maschinen.

Aus dem Fleischerladen, der schmal zwischen zwei Hauseingängen eingeklinkt ist, kommt eine Frau. Ihr Gewand ist grün, der Körper schwächlich und das Gesicht kümmerlich. Sie hat ein großes Bündel im Marktkorb und blickt darauf nieder, als sie die Radentür hinter sich aufschließt. Sie geht die Häuserreihe entlang weiter und berechnet im stillen, wieviel Geld sie nun ausgegeben wird. Der Älteste von ihren vier Kindern hat nun einen Lehrplatz gefunden und gestern seinen ersten Lohn heimgebracht; fünf Mark nur, aber es ist eine Summe, mit der sie nun allwöchentlich rechnen kann, ein erleichterndes Mehr zum knapp ausreichenden Verdienst des Mannes. Seit zwanzig Jahren reichete es immer nur für die Miete, die Kleidung und das einfachste Essen. Aus Freude über die paar Mark mehr macht die vom Spaten verdorrte, von den üblichen Lebensäußerungen niemals abweichende Seele der Frau einen energischen Aufschwung zu dem Vorhaben, einmal auch die Ihren genießen zu lassen. Und sie stellt sich vor, wie am Mittag der Mann beim Essen breit dastehen, erstaunt auf das besonders ausgewählte Gericht schauen und sagen wird: „Aber Marie — da hast du ja heute was ganz besonders Feines gekocht — und wie die Kinder, die immer zurückstehen müssen, reichlich

lamer, als könne sie so besser überblicken, welche Hindernisse sie noch zu überwinden hat, bis sie an einem eigenen Herde steht.

Ein älterer Mann, dessen Hautfarbe ein körperliches Leiden verrät, karrt der Frau gerade in das Gesicht. Er schüttelt den Kopf. Junge Mädchen sieht er oft genug vor sich hin lächeln, und er nennt sie in Gedanken verliebte Gänse, die ihre Herzen auf den Gesichtern tragen. Die arme Frau jedoch sieht nicht wie eine Verliebte aus. „Möchte wissen“, so fragt er sich, „was die zu lachen hat?“ Während er darüber nachdenkt, neugierig fast nach der Freude der Unbekannten forschend, vergißt er das Berechnen einer flauen verkloppenen Tageseinnahme, bis er vor der Tür seines Ladens steht und das Geschäft ihn für den Tag über aufnimmt.

Ein Ehepaar streift an der Frau vorbei. Wären ihre Gedanken nicht zu sehr von der Umwelt abgeschlossen, würde sie hören, wie der Mann sagt: „Schau die an! Die wird es kaum besser haben wie wir, aber doch macht sie ein anderes Gesicht wie du! Wenn du mit deiner ewigen Verdrossenheit —“ die Stimme wird vom Gepolter eines Fuhrwerkes verschlungen.

In der Mitte der Straße trifft einer mit der Frau zusammen. Er hat seinen Arbeitsanzug unter den Arm geknüllt und hemmt den langen Schritt. „Schon vom Einkauf zurück, Marie“, fragt er und ohne ihre Antwort abzuwarten: „Wohin gehst du denn so?“ Was hast du denn da im Korb?“

Ihre Wangen färben sich flüchtig lebhafter, und ihr Lächeln vertieft sich, wird geheimnisvoll, indem sie sagt: „Geh du nur zur Arbeit! Heute, wenn du heimkommst

Kreatur weiter zurück am Rande des Dorfes, eines Pferdes mit zerfetztem Rücken, das den verkrampten Oberkörper vom Boden aufhebt und die grausame Qual seiner Not über die Erde hinausstreckt.

Hieron erwachte Jonas wie über den Schrei des Gottes gerichtet. Er sah in die Ebene hinaus. Und was er sah, war die tödliche Erschöpfung der Nacht und die Wirren verfluchten Lebens. Eindringlicher als über des Dorfes klaffendes Gebälk ging sein Blick über die stumme Verzweiflung der jammerlosen Erde, von der alles Lebende gebannt war, wie von einer erstorbenen Welt.

Das Blut hatte aufgehört zu fließen, Fieber rieselte durch seine Adern, wuchs immer kürzer zu Blut und Frost. Da war es, als rase die Liebe zu seiner Heimat in einer letzten grauenhaften Spannung noch einmal in ihm hoch, in ungeahnter Kraft.

Er schauerte, hob die Arme zu den ersten Sternen und machte eine Bewegung über das graue Feld.

„Mutter!“ rief er. „Mutter!“



Bauernhof im Münsterland

Scholos verlang sein Rufen im Unermeßlichen. Rauschend brach das Schweigen über ihn nieder. Und im Grausen des Verlassenseins hörte er nichts als das Klirren seines eigenen Blutes und das Schreien des Pferdes.

Ueber Leichen hinweg froh Jonas mit nachschleppenden Füßen dem Schreien zu, um noch einmal das Auge eines Geschöpfes leuchten zu sehen und sei es in letzter Not. Hinter dem Rest einer gestürzten Mauer fand er es. Es war ein graues Tier, plump und schwer, ein Bauernpferd, das sich aufbäumte vor Schmerz und wieder zu Boden sank, seitlich daliegend, mit zitternden Gliedern. Jonas strich mit seinen rauen Händen über die Kruppe und den schweißbedeckten Hals. Drückte seine kalten Wangen an die warme Haut des Tieres.

„Wir beide“, flüsterte er, während Tränen in seine Augen stiegen, angesichts dieses langjammernden Sterbens, jenseits alles Erbarmens. „Wir beide...“

Er fühlte, daß das Kiemenzeug dem verendenden Tiere Schmerz bereite, und löste dem Pferde die Zügel und Gurte. Etwas Feines und Leichtes rieselte aus der Sattelkapsel, glitt über seine Hand und fiel lautlos zu Boden. Er tastete danach und sah, daß es Körner waren. Haferkörner. Da lächelte er und fand in ihnen mit einer tiefen Empfindung der Wirklichkeit, über verfluchte Jahre zurück den Weg in eine andere Erde, die noch blühende Felder trug, und Pflüger, auf der seine Hände sich um das Antlitz des Lebens gelegt hatten, um das Gold einer Lehre, um den Griff des Pfluges und der Sichel: Er sah geradeaus und spürte den Wind der Nacht um seine hämmernden Schläfen. Er sah die Stämme stehengebliebener Pappeln aufwärtsstürmen und hörte den Ruf eines Vogels über seinem Scheitel, und die Sterne standen im Schwarzen als eine Gewähr der Ewigkeit.

Aber nun blickte er nicht mehr hinaus wie einer, der auf einem Berge steht und weit über die gewanderte Straße zurückblickt, oder wie einer, dessen Augen an einem zweiten Bett hängen, an einem zweiten Teller, der leer bleibt. Es war ihm, als wachse etwas in ihm zu neuem Werden, zur Bereitschaft des Aufstehenden. Und seine Stirne war von ungewöhnlicher Klarheit.

Er löste von seiner Seite das Bajonett und tötete das schreiende Pferd. Dann aber ließ er mit schwachen Händen, unter der Schwere seines Körpers, das blutige Eisen in die braune Erde und beugte sich tiefer, um sich von dem Rauschen erfüllen zu lassen, mit dem die Erde sich brach und zur Scholle sich wendete. War es nicht so groß wie der Orgel Ton und gleich so heilig wie Glockenklang? War es nicht des Menschen heiligste Gebärde und zu ewigem Sinnbild geformt?

„Dein Wille ist, daß Korn wächst und Blumen blühen, daß Kinder und Tiere miteinander spielen — und die Erde hat denselben Willen“, ging es ihm durch den Sinn, als der Schwung seiner Hand die Körner in die bereitete Erde einstreute. — „Ich war ausgezogen, um Volk und Heimat zu schützen. Nahe dem Tode, darf ich noch Leben schenken... Herr, ich fühle mich... so wie du... uns... haben... willst...“

Es verließen ihn die letzten Kräfte. Roter Schaum nähte seine Lippenränder, er hielt inne — und neigte sich sterbend der Erde zu. Dies Neigen war, wie wenn eine graue Scholle sich neigt, die der Pflug aufgeworfen hat, und die nun wieder in die Furche zurückfällt.

„Dort ist es“, sagte einer der Träger, ins Dunkle geradeaus blickend, ohne die Hand zu heben. Es waren Sanitäter. Sie trugen eine Bahre. „Dort liegen welche, und dort war es, wo das Pferd schrie.“

Als sie an die Stelle kamen, stolperten sie über Leichen und hörten Jonas stöhnen.

Sie beugten sich über ihn. Seine Blutdurchränkte Uniform konnten sie nicht erkennen.

„Bist du ein Soldat?“ fragten sie.

Jonas hörte ihre Stimmen, als würden sie aus weiter Ferne dringen. Gleichzeitig fühlte er, wie er tiefer und tiefer sank. Licht wuchs und brauste um ihn herum und löste sich in Musik auf, die jauchzend über die Erde scholl.

„Ein Bauer...“, murmelte er mit furchtbarem Anstrengung. „Ein deutscher Bauer...“ schrie er, „läst...“

Noch verstanden sie nicht den Sinn der Worte, die er rief, aber sie selbst fühlten den Tonfall der Stimme immer weiter hinausschwingen über das nächtliche Feld, die Horizonte des Todes umfassend, als sei der Sterbende der Sänger einer neuen Zeit gewesen und die zum lächelnden Schwung noch halbgeöffnete Hand, das Zeichen zum Anbruch eines neuen Adels.

Sie drückten dem Toten die Augen zu, lösten die Erkennungsmarke, die er am Hals trug von der Schnur, und gingen leuchtend weiter.

Wilhelm Muffertmann

## Der Radett mit dem guten Ton

Eine Erinnerung  
Von Friedrich von Minitus

Kürzlich bin ich auf einem kleinen Kriegsriedhofe in den Dolomiten wieder vor einem Grab gestanden, in das ich vor anderthalb Jahrzehnten die ersten Schollen geworfen habe. Eine liebe Bubengestalt ist mir daraus auferstanden...

Als wir ihm erstmals begegnet waren auf dem Korso, dem Anrups mit dem mächtigen Säbel und den daumensbreiten Radettenbürteln, hatte meine Frau gemeint: „Der war nett in unsere Vitrine!“ So herzlich war der Bub. — Dann war jählings der Krieg gekommen. „Sie zittern vor mir“, hatte mir der Vitrinenradett gesagt von seinen Landsturmmännern. Und einer von diesen wiederum: „Wir werden schon aufpassen auf das Bübchen!“

In der Offiziersmenage hieß er das „Gute-Ton-Bübi“. Er besaß nämlich ein Buch, „Der gute Ton in allen Lebenslagen“, aus dem er, weiterlehrend, ständig zu zitieren pflegte. Etwas, mit merkwürdiger Spitze gegen den Hauptmann Kreiderer, der die erstaunliche Fertigkeit hatte, zwischen Teller und gespitzten Lippen einen Berg von Erbsen auf blanker Messerflanke zu balancieren: Bübi belehrte ihn, daß man sogar Spinat mit der Gabel esse, und sei er noch so dünner Konfekt. Oder führte einen Hieb gegen den Oberleutnant Mrzicevic, der, neulich Sonntags im Parkcafé am gleichen Tisch, verabsäumt hatte, Bübi seinem — sehr hübschen — Töchterl vorzustellen; daß man nämlich einander bislang unbekannte Damen und Herren, bei nur einigermaßen längerem Verweilen, unerlässlich gegenseitig bekanntzumachen habe; oder, ganz im allgemeinen: daß man den guten Ton zu wahren habe selbst in der letzten „Lebenslage“, im Tod.

Zu eigener Nutzenwendung dieser äußersten Anstandsregel kam Bübi vorerst nicht. Bis auf weiteres verblieb er im Friedensstandort seines Regiments, auf dessen Exerzierplatz nun allerdings, Hinterlandschauend bis in die Knochen, Herr Oberleutnant Mrzicevic, blutige Schlächten schlug; unter anderem auch gegen alles, was nach Bübis Sachurteil zum guten Ton gehörte, vornehmlich gegen Bübi selber.

Eines Nachmittags fehlte Bübi auf dem Schlachtfeld. Sein Putzer, zu soldatischer Wahrhaftigkeit ermahnt, ersahete es für möglich, daß der Herr Radett ein bißchen in den Park gegangen sei, wo man bekanntlich nicht schlafen höre; und seine eigene (Firmungs-) Uhr habe der Herr Radett gerade — nicht bei sich... Nichtsdestoweniger erkannte Herr Oberleutnant Mrzicevic auf Fahnenflucht vor dem Feind und entsandte den Leutnant i. d. E. d. L. Pomondra zur Stellmachung des Delinquenten.

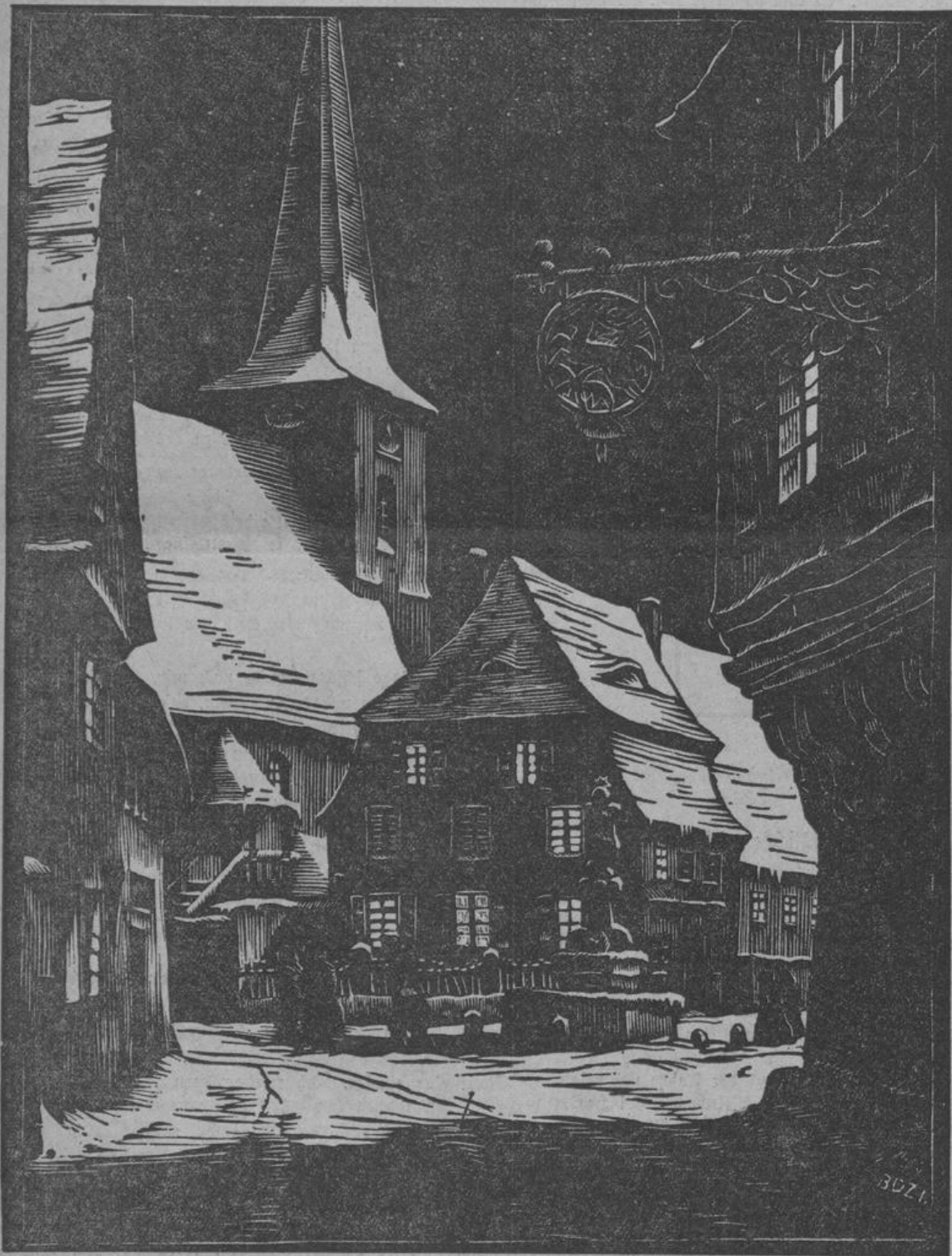
Unterwegs überdachte Leutnant Pomondra die Durchführung reglementarisch: „Herr Radett“, würde er sagen, „im Namen des Allerhöchsten Dienstes, Sie sind verhaftet!“ — Auf der Café-Terrasse war der Flüchtling nämlich nicht: Sie war völlig menschenleer, der ganze Park schien ausgestorben, beim Musikpavillon, wo ansonsten Leute von Bübis Schlag sich aufzuhalten pflegten (allerdings, wenn die Musik spielte), war er auch nicht. Auch nicht im kniffligen Vorbestand etwa auf den Milderungsgrund der Jugendlichkeit — auf dem Kinderplatz. Endlich, auf der verstecktesten Bank, im kleinen Fliederbusholz unter dem Tulpenbaum, da sah er: er und — Leutnant Pomondra hatte von Haus aus solchen Verdacht gehegt — ein Frauenzimmer, obzwar nicht eben unympathischen Aussehens, lag neben ihm.

„Herr Radett“, sprach Leutnant Pomondra dienstlich erhobenen Tones, „im Namen des Allerhöchsten Kriegsherrn“, — so hatte er sich's mittlerweile anders überlegt — „Sie sind verhaftet.“ — „Wegen Desertion vor dem Feinde“, setzte er noch spontan hinzu. — Schlotternd stand Bübi da, habacht. Tränen traten ihm in die aufgerissenen Augen, tropften langsam über sein Kinn: „Aber, bitte gehor...“ Weiter kam er nicht. Die Sprache versagte ihm. Bübi blickte er an sich: auf den Tulpenbaumstamm, auf das Fliedergehölz, auf Leutnant Pomondra, auf die Bank... Da, mit einem Ruck, raffte er sich zusammen, legte die Ellbogen, bebend noch, an die Taille, schlug die Hüfte zusammen, daß die — vorchristlichwidrigen — Sporen klirrten, und sprach mit erstickter Stimme, doch in eifrigster Verbindlichkeit: „Ich bitte... tausendmal... um Entschuldigung...“ Und mit zierlicher, wenngleich zitternder Handbewegung vom Leutnant Pomondra zur Bank: „Herr Leutnant Pomondra — Frau...“ Mrzicevic!

In einer Frühlingsnacht — der Bub war seit ein paar Wochen bei unserer Kompanie — brachte man ihn blutüberströmt zurück von einem sehr schneidigen Patrouillengang, der uns vor Sprengung rettete. Als ich das Hemd über der zerfetzten Brust öffnete, schlug er die Augen auf, machte mit den Füßen eine leise Bewegung auf der Bahre, als wollte er die Fersen zusammenklappen, schelte und flüsterte: „Aber bitte gehoramt, sich doch nicht zu bemühen...“ Es waren seine letzten Worte.



Schlachtfeld



Winterabend

Holzchnitt von Bodo Zimmermann

ihren Teil bekommen. Nun lächelt die Frau, weil sie wieder an die fünf Mark denkt, die der Weltste jetzt alle Wochen bringt; das Lächeln verzieht den derben Mund zu einem breiten Strich, es rundet die eingebuckelten Wangen und macht die Augen lebhafter. Es ist sofort zu erkennen, das Antlitz des Weibes bekommt nicht oft einen frohen Ausdruck. Das Lächeln wirkt daher besonders auf ihn, es liegt darüber wie ein unerwarteter Sonnenstreifen im Regentag auf einer Waldbühne mit verwitterten Stämmen. Und vor allem, es bleibt im Gesicht, ohne sich abzuschwächen, während die Frau die Straße entlang geht, es ist allen sichtbar, und wird gesehen.

Laden- und Büromädchen kommen des Weges, gleichgültig, verträumt oder hastig. Die Tatsache, daß sie arbeiten müssen Tage und Jahre, oder nicht leben können, treibt sie an. Einige von ihnen nehmen im Vorbeigehen das Lächeln der Arbeiterfrau wahr, und die jungen Körper, täglich in luftlosen Räumen einem eingelehrten Erwerb hingegeben, sehnen sich plötzlich nach Frauenchaften, und die Gedanken tasten in die Zukunft.

Ein Bürsche im abgetragenen Anzug erinnert sich durch das Gesicht des Weibes an etwas, das schon sehr ferne liegt, und er denkt sich: Ich muß doch wieder einmal zur Mutter —!

Einer Dienstmagd, voll Groll, weil alle ihre Bewegungen eingesperrt sind, täglich von einer wenig bühnsamen Herrin an die Abhängigkeit erinnert, fällt der Ausdruck auf die Seele. „Wenn die auch arm ist“, denkt sie, „sie arbeitet doch wenigstens für die Ihren und nicht für fremde Menschen!“ Ungewollt geht sie lang-

— sie kann sich nun doch nicht enthalten zu verraten: „Jetzt — wo wir doch fünf Mark mehr haben in der Woche —!“

Er tätschelt ihren Handrücken und meint: „Freilich, Marie, das ist für uns schon eine Erleichterung, jetzt geht es uns schon besser! Und da hast du wohl — hast wohl für uns —“ neugierig wittert er nach dem Korb und verheißt an diesem Mittag recht bald heimzukommen. Sie nickt, und er taucht im dichter werdenden Gewimmel der Fußgänger unter, trägt ein Frohgefühl, welches das Lächeln der Frau entkapselt hat, in der lebendigen Tag, bis in das Kreischen der Maschine, die er zu bedienen hat.

## Säet...

Eine Kugel hatte den Insanitersten Jonas Klüter zu Tode getroffen. Zwei Stunden lang rief er und wartete auf Hilfe, dann trat er sich bewußtlos und schwieg.

Nur aus dem sich verdüsternden Himmel brachen noch immer die schweren Einschläge über die tote Ortschaft in die toten Felder. Bald hier, bald dort stampfte aus unerkennbarer Weite, vom Bligstrahl gezeichnet, der Hammer des Hasses auf das gestorbene Land.

Und dann, um die Abendstunde, schwieg auch das eiserne Tier, zu formloser Masse zerfallen. Durch die Stille, die bald danach die rauchende Verwüstung der Erde weitete, klagte nur, bald lauter, bald leiser, aber ununterbrochen, die furchtbare Stimme einer gemarterten